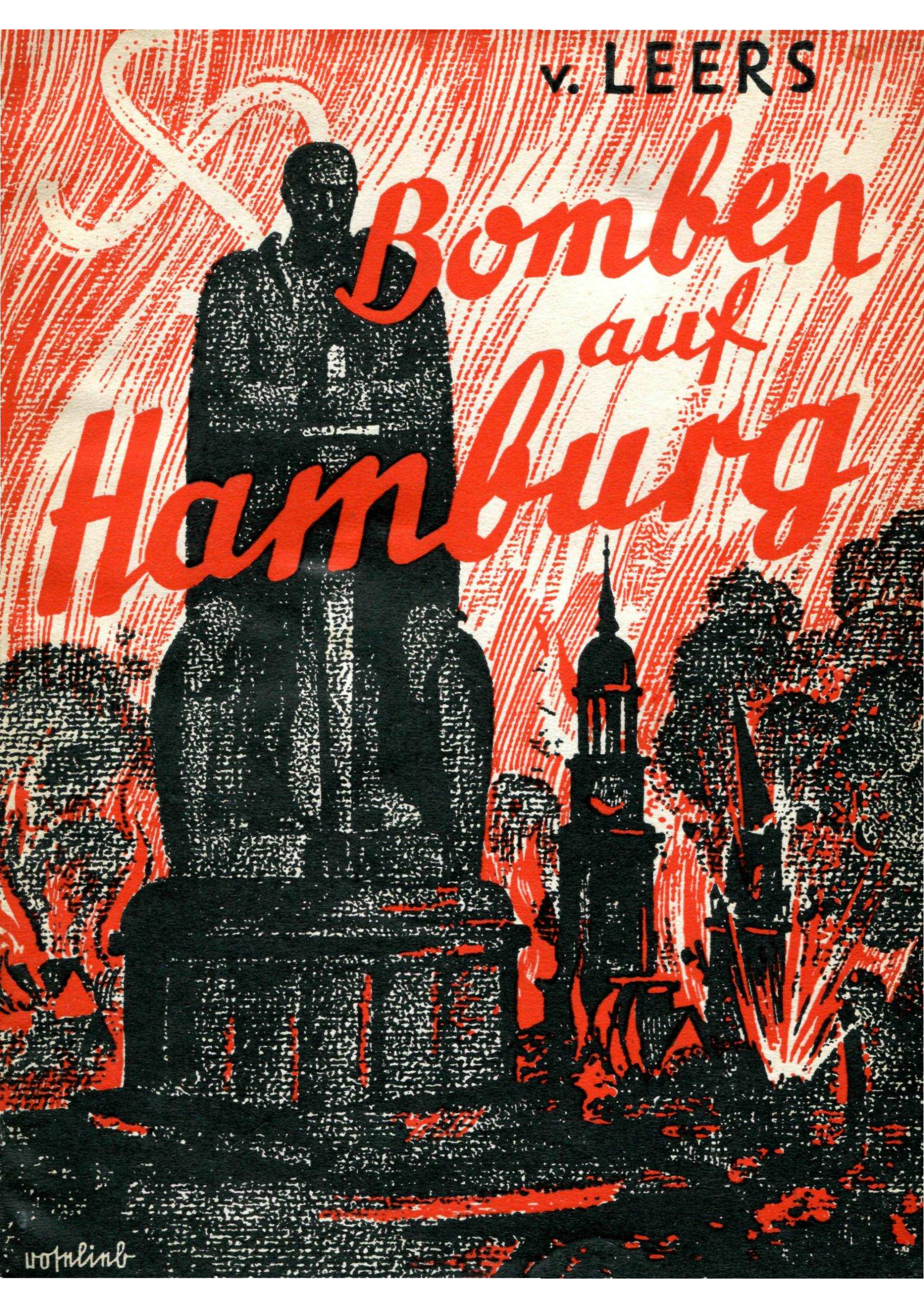

v. LEERS
Bomben
auf
Hamburg

Bomben auf Hamburg!

Bomben auf Hamburg!

Vision oder Möglichkeit

von

Johann von Leers

R. Voigtländers Verlag · Leipzig

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig 850

Inhalt

Gesichte

Der Nachtzug fegt durch das sommerliche Land, schwerer Ruch der Wiesen umweht ihn Fern liegt Berlin, weit im Dunkel, sinnend und tief, herb und herrlich das märkische Land. Nacht-D-Zug nach Hamburg . . . Die Stationen schießen vorüber. Paulinenaue . . . Friesack . . . ein Krähenschwarm steigt unter dem Rollen der Räder seitlich auf, flattert lichtgeblendet, fällt wieder ein im tiefschwarzen märkischen Kiefernwald, der mit dunklen Umrissen den Horizont verbergend die Strecke begleitet.

In den Abteilen ist es still, der Zug ist kaum halbbesetzt, grell leuchten die runden Deckenlampen, stoßweise rollen die Räder ihr Lied.

Rechtsanwalt Christiansen legt sich in seinem Abteil zweiter Klasse zum Halbschlaf nieder, Müdigkeit und Abgespanntheit im Gesicht. Die Konferenzen in Berlin waren schwer und ergebnislos — die Lage der in Konkurs geratenen großen Firmen viel schlimmer, als er angenommen hatte. Es wird kaum möglich sein, für die Mandanten noch etwas zu retten, denn die wenigen Werte sind der Bank übereignet, die Grundstücke praktisch unverkäuflich. Der Rechtsanwalt steckt sich eine Zigarette an, löscht sie nervös gleich wieder aus.

Morgen früh wird er in Hamburg sein. Hamburg . . . Man wird den üblichen Ärger auf dem Büro vorfinden, Meyer & Lorenzen werden auch noch nicht gezahlt haben — man quält sich ab und hat eigentlich keine Freude mehr an der

Arbeit. Hunderte von Menschen laden ihre Sorgen ab, das Gehirn wird zum Rangierbahnhof fremder Wünsche — wenn man in sich selber hineinsieht, ist alles sinnlos gewesen. Dazu die ewige politische Krise, die kein Geschäft sich entwickeln läßt.

Die beiden hochgeschossenen Burschen, die so aufreizend laut miteinander über politische Fragen gesprochen hatten, was wollten die Bengels eigentlich? Immer diese Unruhe, die Deutschland nicht zur Arbeit kommen ließ — auch Hamburg war jetzt davon ergriffen. Was war aus der schönen, lebendigen Hansastadt geworden ... Hansastadt! Wo waren die vielen Schiffe im Hafen geblieben, wo der lebendige Handel, wo war eigentlich noch Hamburg? Christiansen liebt sein Hamburg, bei all seiner Geschäftigkeit hatte er eine stille, warme Anhänglichkeit an seine Heimatstadt bewahrt. In seinem Arbeitszimmer hing sauber geschnitzt das Modell einer wehrhaften Hansakogge, die Vorträge des Hanseatischen Geschichtsvereins waren eine seiner wenigen Erholungen. Die freie, wehrhafte Bürgergesinnung des alten Hamburg, selbstbewußt in sich gefestigt und traditionell bürgerlich, liebte er — sie wird auch über diese Krise wegkommen, mit friedlichen Mitteln, wie es die neue Zeit erfordert, den alten Hanseatengeist weitertragen, so schwer es auch scheint. Dann denkt er wieder an die heillos verfahrenen Geschäfte, die er abzuwickeln hatte, in denen so wenig Aufbau, so viel Verfall und Niedergang sichtbar werden. Er ist sehr müde, der Zug stampft und rollt.

Er versucht zu schlummern; durch das Fenster fällt der

Schein einer Bahnhofslampe. „Wilsnack." Aus dem Halbschlummer auffahrend empfindet er, wie das Wort sich in ihm festsetzt. Die Stille in dem Abteil, in dem er allein sitzt, ist bedrückend, sie scheint den ganzen Zug zu erfüllen. Wilsnack? „Das heilige Blut von Wilsnack." Ach ja, das war so eine mittelalterliche Angelegenheit — das heilige Blut. Oder gab es das doch? Das Abteil war totenstill — der Zug braust in Richtung auf Wittenberge.

Ihm ist irgendwie unheimlich zumute — das heilige Blut? Hatte nicht der junge Bursche am Bahnhof davon gesprochen, daß man das heilige Blut des Volkes verhökere?

Der Rechtsanwalt geht ein paar Schritte auf und ab. Die unheimliche Stimmung verläßt ihn nicht, er hätte schreien mögen, aber er bekommt keinen Ton heraus. Lang in grauen Fahnen weht der Rauch der Lokomotive am Fenster vorbei. Die Stille wird beängstigend.

„Das sind die Nerven — ich darf mich nicht so überarbeiten, muß mal einen Tag ausruhen ..." Ehe er den Gedanken zu Ende gedacht hat, prallt er vom Fenster zurück — im weißlich grauen Rauch ziehen undeutliche Gestalten vorüber, verwehen, versinken, verschmelzen ineinander ...

Gesichter und Leiber, mit entsetzten Augen, wie in bläulichen Gasnebeln verschwimmend, wie ein Heer wesenloser, drohender unheimlicher Schatten.

Gas ...? Er setzt sich wieder, versucht der plötzlich klopfenden Pulse Herr zu werden, schläft ermüdet ein, erwacht erst in Hamburg mit schwerem Kopf und bleiernen Gliedern.

Als der Zug in den Bahnhof fährt, sieht er an einer Holz-

wand ein verwaschenes Plakat: „Kinderspeisung statt Panzerkreuzer". — —

In den Straßen von Hamburg begann das Leben der Tagesarbeit. Die Zeitungen brachten eine kurze Notiz in ihrer Morgenausgabe:

„Gestern Abend suchte der Reichskanzler noch einmal den Französischen Botschafter auf, um wegen Milderung der in der französischen Note vom 3. Juli aufgestellten Forderungen zu verhandeln. Ein Ergebnis ist noch nicht bekanntgegeben."

Schäfer Krenzlin drehte die Mütze in der Hand; das Licht in dem altmodischen Gutsbüro in Drosedow flackerte müde. Rittmeister von Wackernagel, der dem Schäfer eben den Monatslohn ausgezahlt hatte, blickte auf. Worauf wartete der alte Mann denn noch? „Na, is noch wat, Krenzlin?"

„Jao — ik möt den Herrn noch wat seggen . . ."

Stille — das Licht der Petroleumlampe flackerte müde weiter . . .

Der Rittmeister sah den Schäfer voll an — die großen, hellblauen Augen des alten Mannes hatten einen eigenen Ausdruck, schienen durch die herabgelassenen Rolladen auf den abenddunklen Hof hinaussehen zu wollen . . .

„Ik weet jao nich, ob mi de Herr dat glöwt?"

„Seggen Se man . . .!"

„Dat ward Malür gäben, dat gifft soveel Unglück! Ik heff dat sülben seihn mit düsse min Oogen. De Herr kann mi dat gläuwen — as ik dor an den Dreesch wür, wo de

Weg na den Entenkölk dalgeiht, dor heff ik dat seihn. De Heben wür mit eens so düster, een groten Swalk treck dor up, mit eens lägen de Wischens in son deepen Daak ün an den Heben dor trock dat lang — Herr! Ik heff Füer an Heben seihn ün dat wille Heer, de Wind keem mit eens up ün ..."

„Na ün!!?"

„Dor wür min Sähn — de Herr weet, de bi Falklann blewen is als Matros — de wür dor bi mi! Ik heff em seihn. Ik weet, wat ik seih! Un hei seggt niks und mi würd so gräsen, de Wind keem so käuhl! Ün ik segg den Herrn, dat kümmt öwer Dütschland — sei warn nu een End maken! Dat müßt ok woll so kamen. Dat seeg ja bi uns ut, as wenn uns Herrgott dat Regiment afgäben harr, ün de Swarte, de Düwel, de sitt bobenan ün treckt allens, as hei will. Ün so veel Füer stünn an den Heben — as wenn een heele Stadt brennen däe. Ün min Sähn — jao de will woll helpen, äwer hei kann ja nu man nich! Hei is ja daomals blewen ... bi Falklann ...

Ün ik segg den Herrn, dat ward so kamen! Ik heff dat sülben seihn! Ün wat kamen möt, dat kümmt ok..."

Der alte Schäfer hielt einen Augenblick an, drehte verwirrt die Mütze in den Händen. Der Rittmeister betrachtete ihn wortlos ...

„Na, denn Gunn abend ok, Herr Rittmeister!"

Der Schäfer stolperte hinaus, erst auf dem Wege fiel ihm ein, daß er ja eigentlich ganz unzulässig sich zuerst von dem Herren verabschiedet hatte. Der hatte das aber selbst nicht bemerkt ...

Um das Herrenhaus braute tiefer Nebel. Im Zimmer des Rittmeisters brannte lange Licht . . .

Zur selben Stunde sieht Schiffer Niklassen, der vor Hilchland mit seinem Ewer kurrt, flackerndes Feuer an den Masten auflohen, verzischen, wieder aufblitzen — als er gegen Morgen das Netz aufholt, ist es schwer und an mehreren Stellen zerrissen. Dann nimmt er die Mütze still ab — polternd fällt ein aufgetriebener, bläulich-weißer Körper an Deck.

„Wi hebben ein doden Mann fischt — dat bedüdt nix godd! Jung nimm din Mütz dal, wi will dat Vadderunser spreken, dat gifft böse Tied."

Ehe das Frührot aufgeht, ist das Vorspuken über das dunkle, schlafende Land gegangen — die Menschen haben sich im Schlaf schwer hin und her geworfen, Schäfer Krenzlin hat seinen toten Jungen am Entenkölk in Drosedow gesehen, Niklassen hat einen namenlosen toten Seemann im Netz gehabt, Rechtsanwalt Christiansen hat das Grauen gefühlt, als er mit dem Zuge nach Hamburg brauste, unheimliche Schatten geistern durch das Land.

Eine holländische Fischermannschaft, die vor Schiermonnikoog lag, hatte noch bis in die Nacht beim wärmenden Grog zusammengesessen — der hübsche, junge Piet Nieuwenkerk hatte auf seiner Ziehharmonika immer wieder das Lied von der Sandstraat gespielt, und die rauhen Stimmen waren brav mit eingefallen:

„zij gaan de Sandstraat netjes maken,
dat word een promenadebuurt —
onze huisjes en onze stille knijpjes
de zijn er aan den raad verhuurt . . ."

Dann war es mit einmal ganz still geworden, als ob ein Engel durch den niedrigen Raum zog, der alte Steuermann van der Nijpen, der am Tisch leise eingeschlummert war, war mit erschreckten Augen aufgewacht, dem hübschen Piet war es plötzlich unheimlich geworden, leise beginnend stimmte er den alten Choral an:

„Laat ons worden zalig, zalig in de Heere . . ."

Rings um die alte Nordsee schlang eine knappe, dunkle Stunde ihr Grauen — die Fluten rauschten über das alte, versunkene Polseteland tief im Grund, es zerrten die Triften an den Masten der versunkenen, vergessenen Schiffe — niemand läutete, und doch schlugen die Glocken von Yarmouth und von Husum, hüben und drüben, schrill an.

Tiefer ist die See und das alte Land als die oberflächlichen Gedanken der Menschen — als der Morgen herankam, hatte sich ein scharfer Wind von Westen aufgemacht und kräuselte die Kämme der Wellen.

Hanseatenland

An der Elbmündung, hinaussehend auf die glitzernden Watten, liegt Duhnen. Früher zogen hier die Elbe aufwärts die Ozeanriesen die nach Hamburg fuhren, tuteten die Schleppdampfer, zog das schwere Volk der großen Kuffs und Lastdampfer vorüber.

Über den Schiffen wehten die Flaggen aus aller Herren Länder — der Union Jack winkte vom Topp und das Sternenbanner, das rot und gelbe spanische Banner, die bunten Farben der vielen südamerikanischen Staaten. Hell grüßte die blaue Schwedenfahne mit dem gelben Kreuz und das Olafskreuz der Norweger. Die holländischen Schiffe zogen fleißig, sauber und etwas ehrpusselig ihren Weg, schnittig und stolz kamen die Japaner, lustig die Griechen und betont sauber und ordentlich, gewaschen und faszistisch diszipliniert die Italiener. Und dazwischen überall deutsche Schiffe, leuchtend im harschen Wind der Elbmündung die alten Farben schwarz-weiß-rot — sie alle zogen hinauf nach Hamburg, wo die Elbmetropole winkte, das nordische Venedig, die schöne, fleißige Stadt mit ihren hellen Wegen an der Alster, mit ihrem sauberen Hafen, mit ihren winkligen, heimeligen Straßen der Altstadt.

Wenn Berlin die große Kolonialstadt des Ostens ist mit seinem tapferen Tempo, mit seinen breiten Ausfallstraßen in das weite, wunderbar schöne märkische Land — dann ist Hamburg die plattdeutsche Hauptstadt, die alte stolze, herrliche Stadt.

Hamburg! Durch seine ehrbaren Kontore ging der Welthandel, an seinen Kais lagen die Schiffe.

Hamburg! Tausend Schicksale spielen um St. Pauli-Landungsbrücke, um den Reiherstieg, um Hansa-Hafen und Amerika-Kai, um Kirchenpauer-, Vermann- und Petersen-Kai.

Hamburg! Das ist Elbtunnel und Chilehaus, Oderhafen, Spreehafen und Roßhafen.

Hamburg! Das ist Rathaus und Seewarte, Börse und Alsterpavillon, Vier Jahreszeiten und Uhlenhorster Fährhaus.

Hamburg! Das sind auch die alten Straßen mit den schönen, schnurrsamen, schnackschen Namen, die mehr Dichtung und Poesie enthalten, als eine hochmoderne Berliner ästhetische Teegesellschaft verträgt; mit Dovenfleet und Zippelhausen, dem Großen Wandrahm und mit dem Kattrepel, mit Burstah und Kreienkamp, Venusberg, Fuhlen-, Stein- und Mattentwiete.

Hamburg! Das ist St. Pauli und der „Dom", Spielbudenplatz und Reeperbahn — das verlockende Zauberland und der verführerische Sumpf.

Hamburg ist viel brave Arbeit am Tage — und verführerisch tiefe Nacht, wo das steife, gemessene Wesen des Norddeutschen fällt, und die pralle derbe, plattdeutsche Lebenslust sich austobt! Hamburg ist Deutschlands großes Auge in die Welt und Deutschlands buntestes Auslagefenster, so sauber und klar, und doch so verlockend und heimelig, wie — nun, wie ein guter, alter Hamburger Laden.

Hamburg! Wer unser plattdeutsches Volk in seiner Arbeit und in seinem Vergnügen kennenlernen will, muß nach Hamburg gehen. Wer Deutschlands Arbeit sehen will und Deutschlands hellstes, stärkstes Gesicht, der muß Hamburg sehen. Hier haben der Seewind und jahrhundertealte Freiheit, Schiffahrt und ehrsamer Arbeitsstolz das schmiegsame Lakaientum nicht aufkommen lassen, das Schielen nach Auszeichnungen und nach Gunst. —

Hier arbeiten die Krane, tuten die Dampfer, rollen die Züge, klingt das taktmäßige „Hoo-ruck, hoo-ruck!" der Ladearbeiter, hier wird plattdeutsch geredet, verhandelt, gearbeitet — gegessen und geliebt. Hier ist man vornehm im Gefühl alter Würde — und derb mit kindhafter Freude. Derselbe Hamburger, der gemessen und steif, würdig und gehalten einherschreitet, lacht über das ganze Gesicht über den schönen derben Hamburger Gruß, der ihm noch fern in Ostasien, im Bund in Schanghai und in den Bars in Frisko, wo es „a drink with a wink" für durstige Seelen gibt, ein Stück Hamburg verkörpert: „Hummel, Hummel — — — Mors, Mors!"

In St. Pauli locken die Geigen und klingt das melancholische, traurig-schöne Lied der Leierkästen . . .

Tausend Rembrandtsche Geschichten spuken um Althamburg . . .

„Un da maakt hei sik een Geigekin, Geigekin, perdautz . . .
un vige-vigelin, vige-vigelin güng dat Geigekin . . .
Hei kan maken, wat hei will",
„Und de leew Gott glinstert in der Achterstuw herüm . . ."

Von Duhnen aus kann man sehen, wer nach Hamburg hineinfährt und von Hamburg kommt, aus der weiten, sonnigen Welt in die helle, weite Welt. Hier müssen sie alle vorbei, die nach Hamburg wollen, und die in die weite Welt wollen.

Erst an der alten Liebe vorbei in Cuxhaven, und dann bleibt der Galgenberg von Ritzebüttel fern liegen, wo der Störtebecker seine schlimme Seeräuberburg gehabt hat, und dann die Häuser von Döse und Duhnen — und dann spielt die Bordkapelle noch einmal: „Nun ade, du mein lieb Heimatland" — und dann kommt die weite Welt . . .

Und hier kommen sie auch vorbei, die nach Hamburg hineinfahren — wenn die Häuser von Finkenwärder aufleuchten, dann macht sich jeder, der schon abkommen kann bei der Arbeit, an Bord landfertig, denn dann kommt Hamburg!

Hamburg!

Aber die Schiffe sind immer weniger geworden, die nach Hamburg fahren und von Hamburg kommen. Vom Deich in Duhnen aus kann man es sehen. Man kann, wenn man Zeit hat, die Schornsteine zählen und die schlanken Maste. Jede Woche sind es ein paar weniger geworden.

1926 führte Deutschland noch für 10 Milliarden Mark ein und für 10 Milliarden 400 Millionen Mark aus — das war noch ganz gut.

1927 führte Deutschland noch für 14 Milliarden und 228 Millionen Mark ein — aber nur für 10 Milliarden und 800 Millionen wieder aus — das war schlechter; da hatte die trügerische Dollarsonne angefangen zu scheinen, da

verdienten die Herren an der Börse gut an Provisionen, und jeder Fietje behauptete, er könne Auslandsanleihen vermitteln.

1928 führte Deutschland wieder für 14 Milliarden Mark ein, aber nur für 12 Milliarden aus. War auch viel überflüssiger Kram und vielerlei bei dieser Einfuhr, was man im Lande billiger und besser hätte herstellen können, und wovon viele brave Menschen hätten leben können . . .

1929 war das letzte lichte Jahr gewesen: da hatte Deutschland sogar für nur 13 Milliarden und 446 Millionen Mark eingeführt, aber für 13 Milliarden 483 Millionen Mark ausgeführt. Da brauste der Hafen von Leben, da rasselten die Winden, da drehten sich die Krane — und wenn einer sagte, das sei eine Scheinblüte, mit gepumptem Gelde und unsolider Grundlage, dann lachte Makler Schröder und meinte: „Ik gläuw, ik mücht dat so bibehollen, ün ik segg Se, dat bliwt ok so, ik weet dat von min amerikonsche Frünn — dat nennt man dort Prosperity ün, dorvon verstahn Se nix, leewe Mann!"

1930 war schon alles ganz anders. Da konnte Deutschland nicht mehr kaufen, wie es wollte. Da ging die Einfuhr zurück auf 10 Milliarden und 393 Millionen — aber ausgeführt wurde doch noch für 12 Milliarden; und Makler Schröder und Prokurist Haverkamp und Vorarbeiter Hinrichsen meinten immer noch: „Dat ist ok noch good, wi verdeent noch immer, un de Erwerbslosen, de schulln man in de Hänn spucken — to don is ümmer noch in Hamburg!"

Als die Nationalisten sagten, nun käme die große Not heran, und als in Hamburg zur Bürgerschaft gewählt wer-

den sollte, brachten die ordnungsliebenden Bürger eine Broschüre heraus. Das hellblau und rote Umschlagbild stellt einen Matrosen dar, der breitbeinig über dem Hafen steht, und den Hafen offen hält. Darunter stand: Haltet das Tor offen! Dadurch wurde jedem klar gemacht, was für gefährliche Leute Hamburgs Hafen wegnehmen, vielleicht sogar ein kleines Nest wie Finkenwärder daraus machen wollten; Vorarbeiter Hinrichsen zeigte das Buch seinen Kollegen und sagte: „De Lüd künn wi in Hamburg nich bruken, de warrn ja Hamburg sin Handel verrungenieren" —

1931 war Hamburgs Handel durch die Tribute und durch die unehrliche Pumpwirtschaft all der Jahre ruiniert, ein klein wenig auch durch Vorarbeiter Hinrichsen und Makler Schröder und Prokurist Haverkamp, die nichts dagegen getan hatten.

1931 sank die deutsche Ausfuhr weiter. Die Ausfuhr nach Australien fiel um 45 Prozent, die Ausfuhr nach Chile um 66 Prozent, die Ausfuhr nach Frankreich ging um fast eine Drittelmilliarde zurück. Nach Niederländisch-Indien war auch nichts mehr zu verkaufen, da schmorten die Pflanzer auf ihren Kaffeesäcken und saßen fest in ihrem Gummi, und keiner wollte sie zu gutem Preis erlösen. Die Javakaufleute schlossen sich in ihren Kontoren ein — der eine und andere setzte zum letztenmal den Zylinderhut auf und meldete seinen Konkurs an. Diesen schweren Schritt geht der Hamburger nicht so leicht — aber was soll man machen, wenn Java nicht mehr kauft und die Kredite drängen? Wenn die Ausfuhr nach Java um 40 Prozent zurückgeht? Dann wirft auch

manch gewiegter Geschäftsmann die Flinte ins Korn und geht den schweren Weg zum Amtsgericht.

Die Löhne werden gekürzt und nochmals gekürzt, die Einfuhr wurde weiter gedrosselt. Bei gekürzten Löhnen und niedrigen Warenpreisen für das Ausland wollte man sich noch einmal durchhelfen. Die Handelsbilanz war noch aktiv, wenn auch auf Hunger und Elendslöhnen aufgebaut, und trotz der Verzinsung der großen Anleihen.

Aber die Schiffe wurden immer weniger im Hafen, der Umsatz hatte sich zu stark gesenkt. Im Lande, hinter Hamburg, in Holstein und Hannover, in Mecklenburg und Pommern, im ganzen deutschen Vaterlande, konnte der Bauer nicht mehr kaufen, konnten die Arbeitslosen nicht mehr kaufen; Vorarbeiter Hinrichsen hatten sie den Lohn gekürzt, und er ärgerte sich über die Gewerkschaft, die nichts dagegen tat, Makler Schröder zahlte seine Miete in Monatsraten, d. h. alle acht Tage etwas, Prokurist Haverkamp sprach nur noch von Vergleich und Akkord.

Die Reisenden kamen immer wieder ohne Aufträge zurück — England verließ die Goldwährung, die Zwangsbewirtschaftung der Devisen schlug dem deutschen Handel überall in der Welt die Tür zu, manche Länder ließen überhaupt keine deutsche Ware mehr herein, auch wenn sie noch so billig war. Der alte Freihandel lag in den letzten Zügen, in England wurde er sogar feierlich begraben, und die Familie Chamberlain, die ihn immer bekämpft hatte, konnte ihm durch ihren Minister Sir Neville Chamberlain die Totenrede halten. Der alte Sir Joe, der böse Josef Chamberlain aus dem

Burenkriege, der Mann mit der Gardenie im Knopfloch, der Deutschland und Hamburg nie hatte leiden können, freute sich noch im Grabe darüber.

Das Wettlaufen mit dem Tode begann — je tiefer die deutschen Löhne gesenkt wurden, desto höher stiegen die Schutzzölle der Importländer. Je tiefer aber die Löhne sanken, desto weniger konnten die Menschen kaufen. Beim Landmann war gar nichts mehr zu verkaufen, die Werke im Inlande schlossen ihre Pforten. Die Konkurslisten in den „Hamburger Neuesten Nachrichten" wurden immer länger, die Berichte über Zwangsversteigerungen füllten schon halbe Seiten. Leute waren darunter, die man bis dahin für ganz sicher gehalten hatte. Grundstücksmakler Brokmann, den seine Freunde „Lögen-Brokmann" nannten, da er schon so lange in Grundstücken handelte, konnte freihändig kein Grundstück mehr loswerden, weil sie auf der Zwangsversteigerung beim Exekutor viel billiger waren.

Die Ausfuhr sank beängstigend weiter. Es bestand noch kein Plan darüber, auf welche Einfuhr verzichtet werden, welche durch eigene Arbeit ersetzt werden konnte und welche nicht zu entbehren war.

Lange hatte man die Augen vor der Entwicklung geschlossen und immer noch von Weltwirtschaft geredet, als sie sich bereits in viele, abgeschlossene Volkswirtschaften aufgelöst hatte. Was eine neue Entwicklung war, wurde als vorübergehende Störung angesehen, bis es zu spät geworden war.

Der Hafen wurde immer leerer. Die Schiffe lagen fest, die deutschen Seeleute standen bei den Heuerstellen und fan-

den keine Arbeit. Von einem norwegischen Dampfer holten sie einen Kapitän herunter, der sich dort hingestellt und kommandiert hatte, — der Mann war in den zwei Jahren, die er arbeitslos gewesen war, geisteskrank geworden und konnte nicht begreifen, daß niemand seine treue Arbeit und seine Kenntnisse haben wollte . . .

Greifbare Pfänder

Die niemals wirklich geregelte Tributfrage liegt wie ein Strick um Deutschlands Nacken. Ein Moratorium nach dem anderen ist durch Nachgiebigkeit gegenüber den französischen Forderungen erkauft worden. Schon lange hat die Wirtschaftskrise in dem halberstickten Lande sich überschlagen. Die Arbeitslosenziffer weist 7,4 Millionen Arbeitslose aus. Das öffentliche politische Leben ist tot, öffentliche Versammlungen und Kundgebungen sind ausgeschaltet — es herrscht „Ruhe und Ordnung". Von Monat zu Monat finanzieren die öffentlichen Kassen sich durch. Es wird immer schwerer, die Arbeitslosen zu ernähren. Schon lange ist man bei der 30-Stundenwoche angelangt, aber von dem geringen Verdienst dieser Zwangs-Kurzarbeit können noch weniger Menschen leben. Im Osten rückt die Steppe vor — die Böden, die aus Geldmangel nicht mehr bestellt werden können, verunkrauten, vergrasen — Hochasien schiebt sich langsam voran.

Frankreich, noch 1932 eine Kriseninsel, ist gegen Ende dieses Jahres nun auch von der Wirtschaftskrise geschüttelt. Seine Goldschätze sind schon lange Ware geworden, 18 Millionen Mark wert, aber keine Macht mehr, da rings die Goldwährungen durch manipulierte Notwährungen ersetzt sind. Auch in Paris, Bordeaux, Marseille, Lyon stehen die Reihen der Arbeitslosen. Die Einführung einer Arbeitslosen-

versicherung nach deutschem Muster wird verlangt. Das aber bedeutet Belastung der schwer ringenden Industrie, weitere Verteuerung der Produktion. Die Presse muß ablenken — wohin könnte man bequemer die Erbitterung der französischen Massen ablenken, als auf den deutschen Schuldner, der „nicht zahlen will", der „Frankreich sein Geld vorenthält"?

Die große Stunde des „bloc national", die Stunde der Scharfmacher, reift heran. Dazu verliert man außenpolitisch Boden. Das in der Wirtschaftskrise sich windende Frankreich, das nun auch von dem mitteleuropäischen Wirtschaftsverfall angesteckt ist, kann seinen Bundesgenossen im Osten, kann den Tschechen, Rumänen, den sich von Frankreich lösenden Südslawen keine Anleihen mehr geben, besteht auf Rückzahlung der jetzt dringend gebrauchten Gelder. Die Schuldner werden unfreundlich, selbst in großer Not und mühsam am Niederbruch ihrer Staatsfinanzen vorbeisteuernd, zeigen sie dem französischen Drängen die kalte Schulter. Es kommt das Wort vom „armen Konrad von der Nordsee bis zur Adria", vom Block der Schuldnerstaaten gegen den Allerweltsgläubiger Frankreich, auf. Das machtlose Deutschland muß einmal dessen Haupt werden — ängstlich beobachtet Paris die zahlreichen Fäden, die von der radikalen Opposition in Deutschland sich zu den Schuldnern Frankreichs, nach Rom, nach England spinnen.

Der französische Sparer, bedroht von wachsenden sozialen Ansprüchen und von der Gefahr des Verlustes seiner Anleihen, wird nervös. Man muß zupacken, ehe Deutschland, dessen radikale Welle immer steigt, das ganze Gebäude der

europäischen Hegemonie Frankreichs zum Einstürzen bringen kann, muß den Bundesgenossen zeigen, daß man noch da ist. Deutschland muß gegen seinen Willen „saniert" werden, seiner radikalen Opposition müssen die Massen entzogen werden, den anderen Schuldnern muß gezeigt werden, daß Zahlungsverpflichtungen wohl gestundet, aber nicht dauernd verneint werden dürfen. Der französische Sparer, immer im Rükken bedroht von den Ansprüchen der unversorgten Arbeitslosen, verlangt kategorisch, daß man das Grundgesetz der bürgerlichen Weltordnung, die unbedingte Verpflichtung zur Schuldenzahlung, wieder in Kraft setze. Der Druck auf die Regierung, auf die noch zurückhaltende Kammer wird immer stärker — seit Wochen ist die Pariser Atmosphäre gewitterschwül.

Eine Aussprache mit dem deutschen Reichskanzler in Genf verläuft sehr unbefriedigend.

Wenige Tage darauf überreicht der französische Botschafter eine gemessene Note, in der sofortige Wiederaufnahme der Reparationszahlungen verlangt wird. Die französische Regierung „empfiehlt", den kostspieligen Apparat der öffentlichen Arbeitslosenunterstützung in Deutschland fallen zu lassen, die Arbeitslosen, wie es ja auch in den Vereinigten Staaten geschehe, der privaten Fürsorge zu überlassen. Sie „erklärt sich bereit", bis zu zwei Millionen jugendliche Arbeiter in ihren Kolonien gegen freie Verpflegung und Taschengeld zu beschäftigen.

Der deutsche Reichskanzler lehnt ab — seit langer Zeit wieder einmal in Übereinstimmung mit der Volksmeinung. Frankreich erhebt Klage beim Haager Schiedsgerichtshof,

daß Deutschland den „Neuen Vertrag“ zerrissen habe, böswillig durch Aufrechterhaltung kostspieliger sozialer Einrichtungen die Zahlung seiner Verpflichtungen aus dem neuen Plan unmöglich mache. Was kümmert Frankreich die Lebenshaltung des deutschen Arbeiters — ist nicht vielmehr die Fürsorge für den deutschen Arbeitslosen, so jammervoll sie auch ist, noch immer ein brennender Vorwurf gegen ihre soziale Rückständigkeit? Der Klage wird stattgegeben, es wird entschieden, daß bei der festgestellten Bevorzugung der deutschen Arbeiter und Arbeitslosen gegenüber den französischen Arbeitern und den Arbeitslosen vieler „anderer Kulturländer“ in der Tat in der Aufrechterhaltung derartiger Einrichtungen bei gleichzeitiger Weigerung der geschuldeten „Wiedergutmachungen“ ein Zerreißen des „Neuen Planes“ gesehen werden müsse.

Frankreich wiederholt nunmehr in schärferer Form seine Forderungen und Empfehlungen. Es betont, daß es nunmehr auf Grund des erlangten Urteils sich berechtigt fühle, „Sanktionen“ zu ergreifen.

In Deutschland steigt die Welle der Empörung. Die Neuformung der Nation ist schon so weit vorgeschritten, daß das Volk einhellig die französischen Forderungen ablehnt.

Die Verhandlungen zwischen dem deutschen Reichskanzler und dem französischen Botschafter am Abend des 3. Juli bleiben ergebnislos.

. . . Paris. Kammersitzung.

Immer wieder schrillt die Glocke des Präsidenten.

„und hier, im Angesicht der französischen Nation, protestiere ich gegen eine Politik, die völlig zwecklos den Schuldner zur Verzweiflung treibt. Ich protestiere dagegen, daß man von Deutschland Forderungen einzutreiben versucht, die praktisch uneintreibbar sind. Von den deutschen Schiffen liegen fast 60% auf, von der Zementindustrie arbeiten nur noch 10%, die deutsche Ausfuhr ist, nachdem sie noch bis Mitte des Jahres 1932 einen geringen Überschuß über die Einfuhr brachte, nunmehr schon lange passiv . . ."

„Sie sind provoche! Schluß! Sie beschimpfen die Opfer, auf Grund derer Frankreich Wiedergutmachung verlangen kann!"

„Ich erhebe meine Stimme zum feierlichen Protest gegen eine Politik, die Frankreich mit dem Rufe des Erpressers belastet . . ."

Der Präsident: „. . . ich entziehe Ihnen das Wort! Ich schließe sie auf 14 Tage von den Sitzungen dieses Hauses aus. Ich weiß mich einig mit jedem Bürger, wenn ich die unerhörten Beleidigungen des Vaterlandes, die hier gefallen sind, mit Abscheu zurückweise."

Der Herr Abgeordnete Bäuerle-Mulhouse hat das Wort: „Im Namen der autonomistischen Abgeordneten des Elsaß, der Bretagne und Flanderns protestiere ich dagegen, daß wir Gefahr laufen sollen, das Blut unserer Söhne für Zwecke geopfert zu sehen, die nicht die unseren sind, wir lehnen es ab, uns auf dem Altar eines Vaterlandes schlachten zu lassen, das unseren Kindern in den Schulen die Muttersprache raubt . . ."

„Traître, sale cochon, . . . Runter, Schluß!“

Der Präsident: „Ich entziehe Ihnen, Herr Deputé Bäuerle, das Wort. Ich schließe Sie auf 14 Tage von den Sitzungen dieses Hauses aus.“

Die autonomistischen Abgeordneten Frankreichs springen auf. „Wir sind 15 von den 40 Millionen Frankreichs, die eine nichtfranzösische Muttersprache sprechen — man vergewaltigt uns!“

„Sie, Herr Abgeordneter Lautrec-Finisterre, haben kein Recht, hier zu sprechen, sie sind auf 3 Wochen ausgeschlossen. Das Wort hat der Herr Ministerpräsident!“

„Meine Herren! Angesichts des bedauerlichen Verhaltens eines großen Teiles der Herren Deputierten bin ich vom Präsidenten der Republik ermächtigt, die Kammer aufzulösen. Ich will aber von dieser Maßnahme absehen, da bereits ein Antrag des bloc national auf Auflösung der Kammer vorliegt.“

Der Präsident: „Ich stelle den Antrag zur Abstimmung. Die Kammer wolle beschließen: Die Kammer erklärt sich selbst für aufgelöst.“

„Der Antrag ist angenommen mit einer Mehrheit von 43 Stimmen. Die Neuwahlen werden verfassungsgemäß stattfinden.“

Die Abgeordneten des bloc national strömen hinaus. — Diese Gelegenheit! Jetzt Neuwahl! Der deutsche Schuldner will nicht zahlen! Die Verständigung endgültig gescheitert! Ah, man wird sie kriegen! On les aura! Man wird Frankreich in Bewegung setzen! Man wird als Sieger aus

dem Wahlkampf kommen, die lästige Minderheit der Linken wird zerrieben werden. Und indessen — die Armee wird handeln, die Regierung hat die Hände frei! Und dann wird man mit einer Kammer der erdrückenden nationalen Mehrheit alles nachträglich gutheißen!

In dem kleinen Restaurant im Garten des Palais Royal schwatzt alles durcheinander. Der Deputierte Reynauld, Südfranzose, beweglich, mit ewig zappelnden Armen, überschreit fast den ganzen Tisch „... die Stunde der Gerechtigkeit, die Stunde, in der die geordnete Welt vor der Böswilligkeit der Schuldner sichergestellt wird, hat geschlagen! Ah, jetzt kommt der Gerichtsvollzieher — man wird seinen Schritt nicht mehr aufhalten! Ich vergesse nicht jenes Gesicht Clemenceaus, des Heroen, des Atlas der Zivilisation, der auf bebendem Herzen die Ehre der Kulturwelt trug — ah, meine Freunde! Vergessen wir nicht jene erhabenen Worte, daß es zwanzig Millionen Deutsche zu viel gibt! Die lateinische Zivilisation, immer wieder beschmutzt vom rohen Fußtritt der teutonischen Horden, schreit nach einem Marius! Ein zweites Mal gilt es, die Welt von dem deutschen Alpdruck zu retten. Aber diesmal wird man den menschenfressenden Oger in seiner Höhle aufsuchen! Man wird die Hand legen auf seine schauerlichen chemischen Industrien — und meine Freunde! Wir wissen es, man wird seine Häfen schließen, seine Fabriken besetzen — nicht eher wird der Barbar zur Arbeit zugelassen, als bis er unter Aufsicht die geheiligten Verträge zu erfüllen bereit ist!"

Alle Deputierten erregen sich, der Wein, die eben ge-

schlossene Sitzung, das warme Spätsommerwetter lassen das Blut heißer wallen ... Jeder spricht! Keiner hört den anderen!

Schmetternd klingt von draußen Militärmusik ... „Ah, diese braven Poilus! Die Retter der Zivilisation!"

Federnd marschiert ein Regiment Chasseurs vorüber — viele blonde Burschen, denen der hastige Schritt des französischen Militärmarsches nicht leicht wird. Flamen ...

Die Abgeordneten schwätzen noch immer. Auch das ist Frankreich, der Süden mit den menschenleeren Departements schwätzt und regiert, Paris schwätzt und regiert — der Bauernjunge der Ile de France, von Artois und Flandern, von der Picardie und Bretagne darf dafür marschieren. Sie marschieren, sie alle: Elsässer, Picarden, die fremden Bretonen, deren Sprache mit dem Französischen so wenig verwandt ist, wie das Türkische mit dem Deutschen, die Flamen, Deutsch-Lothringer — sie haben alle durch schlaue Wahlkreisgeometrie weniger Abgeordnete als Paris oder der Süden. Ihnen fehlt die Anlage für politische Schiebung und oratorische Künste. Sie können nur marschieren, hart arbeiten. Sie schlagen Frankreichs Schlachten, die die Deputierten heranschwätzen.

Die eine und unteilbare Republik verteilt die Aufgaben auf jeden Bürger nach seinen Anlagen.

Im Restaurant des Palais Royal rollen und blitzen die Augen, die Deputierten geloben sich heiligen Tod für das Vaterland, altrömische Strenge gegen die Barbaren.

Draußen verklingt die Militärmusik:

„Le régiment par la mitraille
fut assailli . . .
mais la vivante muraille . . .“

Die dort drin sind keine „lebende Mauer“ — sind nur die eidechsenhaften Geckos, die, wie daheim in der schönen Provence, schwätzend und schmatzend an dieser Mauer auf und ab huschen.

Meine Herren! So sehr ich mich der Auffassung des Herrn Ministers für die nationale Verteidigung hinsichtlich der Gefahren, die wir bei einem Einmarsch in Westdeutschland laufen würden, anschließe, Gefahren, die ja nicht nur aus einem möglichen deutschen Widerstande, sondern stärker noch aus der Einmischung dritter Mächte entstehen könnten, so sehr halte ich es für notwendig, daß nunmehr zu drakonischen Mitteln gegriffen wird, um der Welt zu zeigen, daß man seine Verpflichtungen gegenüber Frankreich, daß man die Heiligkeit eingegangener Verträge nicht straflos mißachten kann. Ich bitte den Herrn Admiral Vicomte de Bailly sich zu der Frage zu äußern, in welchem Umfange er eine Anteilnahme der Flotte an der Durchführung von Sanktionen gegen Deutschland für möglich hält!"

Der Ministerpräsident setzt sich.

„Eine Gesamtblockade der deutschen Küsten der Nord- und Ostsee möchte ich unter keinen Umständen empfehlen" — der lange, weißbärtige Seemann, Normanne, Royalist, wie viele seiner Kameraden bei der Flotte, räuspert sich, sieht über den Ministerrat ein wenig mißfällig hinweg —, „da leider einer solchen Blockade die Effektivität mangeln würde. Zugleich muß selbstverständlich mindestens ein Teil der Flotte im Mittelmeer zum Schutz der Transportwege nach und von Afrika verbleiben. Aber auch das Nordsee-

geschwader ist voll ausreichend, um wirksam tätig zu werden. Ich empfehle: Wilhelmshaven und Bremen werden durch ausreichende detachierte Kreuzer mit je einer starken U-Boot-Flottille lediglich beobachtet — das Gros unserer atlantischen Flotte nimmt Helgoland, forciert die Elbeinfahrt und legt sich vor Hamburg.

Die deutsche Flotte ist, ohne Flugzeuge und U-Boote, nicht in der Lage, die offene See gegen uns zu halten. Die Befestigungen an der Elbmündung sind veraltet, durften laut Bestimmung des Versailler Vertrages in ihrer Bestückung weder an Zahl noch an Kaliber über die Bestückung zur Zeit des Friedensschlusses hinausgehen. Ihr Munitionsvorrat darf die Höchstziffer von 1500 Schuß pro Geschütz für Kaliber unter 10,5, von 500 Schuß für größere Kaliber gemäß Artikel 196 des Versailler Vertrages nicht überschreiten. Sollten die Deutschen trotzdem damit Widerstand versuchen, ist er mit Leichtigkeit zu brechen, zumal ihnen keine Luftabwehr zur Seite steht. Wenn ich übrigens den Herrn Minister für auswärtige Angelegenheiten richtig verstanden habe, kann ein solcher Widerstand gegen eine rechtmäßige Sanktion zum Gegenstand weiterer Schritte, notfalls beim Völkerbunde, gemacht werden.

Ich darf übrigens an das Beispiel erinnern, das uns Japan mit seiner Besetzung von Schanghai gab. Ich glaube nicht, daß ein Widerstand der Deutschen ernsthafter werden könnte, als der chinesische Widerstand gegen die Japaner es war. Die Besetzung Hamburgs ermöglicht es uns, nicht nur die Stadt militärisch zu besetzen, sondern zugleich die Hand

auf die Handelsmetropole Deutschlands zu legen, durch eine Übernahme der Zollverwaltung und Beschlagnahme der vorhandenen Schiffe erhebliche greifbare Pfänder in die Hand zu bekommen. Die moralische Wirkung auf das deutsche Volk wird noch stärker sein.

Viele Kreise haben in Deutschland nach dem Verlust der Flotte die Bedeutung einer starken Marine unterschätzt — ein Irrtum, den auch wir oft genug zu beklagen hatten", setzt er mit einem ironischen Seitenblick auf den Finanzminister hinzu. „Solche Irrtümer rächen sich stets am bittersten. Die Deutschen haben nicht erfaßt, daß ihre Seeküste heute jedem Angriff offen ist, die öffentliche Meinung verläßt sich auf eine mögliche Sicherung Hamburgs und der Nordseeküste etwa durch England oder hat sich mit dieser Frage überhaupt nicht beschäftigt.

Einflußreiche Hamburger Herren erklärten unseren Vertrauensmännern in kindlicher Naivität, es gäbe in Hamburg nur etwa vierzig Franzosen, so daß auch im Konfliktsfalle Frankreich an Hamburg wohl kein Interesse haben werde. Hamburg ist Deutschlands Auge — ein dort hinein geführter Schlag wird das Land am raschesten niederstrecken. Die Verantwortung für die technische Durchführung wage ich voll zu übernehmen." —

Hamburg ist wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm. Der Franzose wird zupacken. Die Kassen sind leer. Anleihen sind nicht mehr zu bekommen. Die Presse steht unter Zensur.

Rechtsanwalt Christiansen spricht mit Schiffsreeder

Regendank vor den „Vier Jahreszeiten“. Er ist furchtbar beunruhigt, die erregte Stimmung in der Stadt hat ihn angesteckt. „In Hamburg, lieber Doktor“, meint der alte Schiffsreeder, „wird diese neue Krise nicht mehr viel zerstören. Ob die Franzosen einen neuen Ruhreinbruch versuchen, möchte ich bezweifeln, durch Soldaten läßt sich bei zahlungsunfähigen Schuldnern auch nichts holen, das wissen sie selbst gut genug. Ob Sie dem Gerichtsvollzieher eine Kanone mitgeben oder nicht, sehen Sie mal, das hilft doch gar nichts, wenn der Schuldner nichts mehr hat. Das wird alles vorüber gehen, auf jede Krise ist ja bis jetzt immer wieder eine Konjunktur gefolgt, die können die Franzosen mit ihren Waffen und Soldaten auch nicht beschleunigen . . .“

„Hoffentlich werden keine Dummheiten gemacht, die jungen Leute sind nicht zu halten.“

„Ja, wissen Sie mein lieber Doktor, das niedrige Wahlalter und die Scharfmacherei — dem müssen wir entgegentreten. Hier in Hamburg sind wir jedenfalls weit vom Schuß . . .“

Im Vorbeigehen streift ihn ein grobknochiger junger Mensch mit auffällig hellem Schopf: „Na, und wenn der Franzose nach Hamburg kommt, was?“

„Junger Mann, so was gibts nicht! Wir leben schließlich nicht unter Räubern! Das ist nur eine Hetzerei, die das Volk aufregen soll!“

Der junge Mensch mit den hohen Schnürstiefeln und den ausgeblichenen braunen Hosen sieht den alten Schiffsreeder ein wenig spöttisch aus den Augenwinkeln an, zuckt mit den

Schultern und dreht sich um. Sein Gesicht ist abgespannt und übermüdet, langsam geht er weiter.

Extrablatt! Extrablatt! Frankreich beruft zwei Jahrgänge ein! Truppensammlungen an der polnischen Grenze! Extrablatt!

Im Hafen machen zwei große englische Schiffe plötzlich Dampf auf und fordern den Elblotsen an. Sie haben morgens ein chiffriertes Telegramm erhalten.

Die Ansammlungen vor den Zeitungen werden immer größer.

Von der Elbe her kommt ein scharfer Wind auf.

Als Schiffsreeder Negendank in sein Büro kommt, um die Nachmittagspost durchzusehen, findet er ein Telegramm seines Kapitäns Paulig, Dampfer „Rosemarie". Habe Fahrt unterbrochen, stop. Erwarte Ordre Esbjerg, stop. Kriegsgefahr? Paulig.

Schiffsreeder Negendank ruft die Hamburger Neuesten Nachrichten, Polizei, Hafenamt, Generalkonsul Hofmeier, Geschäftsfreunde an.

Überall rasseln die Telephone. Die amtlichen Stellen hüllen sich in Schweigen. Gerüchte flattern wie am hellen Nachmittag aufgestörte Fledermäuse über die Millionenstadt. Niemand hat bestimmte Nachrichten, eine furchtbare Vorahnung liegt über der Stadt.

Abends ist bei Sagebiel Versammlung. Die Flitzer der Überfallkommandos stehen bereit, um einzugreifen, falls es zu Zusammenstößen kommt.

Das „Republikanische Schutzkartell" hat die Versammlung einberufen, ein Reichstagsabgeordneter spricht zur Lage. Der Saal ist überfüllt, durchaus nicht nur von Anhängern des Schutzkartells, dessen Mitglieder zum Teil vorn vor der Bühne stehen.

Der Vorsitzende, ein älterer, etwas beleibter Mann, erteilt dem Abgeordneten das Wort.

„Meine Damen und Herren!"

„Schklaoven ün Schklaovenhöllers!", ruft es aus der Ecke.

„Meine Damen und Herren! Niemand verkennt die schweren Opfer, die Ihnen zugemutet sind, aber um so mehr müssen wir Vernunft walten lassen. Die Schuld Deutschlands . . .

„Unerhört! Hal dat Swien dal! Rut mit Di! Rut!"

Die Glocke des Vorsitzenden ertönt.

„Die Schuld Deutschlands muß beglichen werden, und da infolge der radikalen Propaganda der deutsche Handel so stark gelitten hat . . ."

„Dat hett mit Propaganda gaornix to don!"

„Ruhe bitte, oder ich lasse den Saal räumen!"

„so ist es eben nötig, daß die vielen Erwerbslosen, die Deutschland nicht mehr ernähren kann . . ."

„Äwer Di schulln wi ernähren, Du Hund!"

„daß diese vielen unproduktiven Kräfte nunmehr für die Weltwirtschaft nutzbringend eingesetzt werden. Das aber ist nur möglich, wenn sie gegen ein von der französischen Regierung gewiß niedrig bemessenes Taschengeld produktive

Aufbauarbeiten in den französischen Kolonien leisten und auch von sich aus zur Abdeckung der Reparationsverpflichtungen beitragen ..."

„Sklavenhändler! Geh Du doch nach Algier! Smiet em rut!"

Wieder klingelt die Vorstandsglocke. Der überwachende Polizeioffizier will bereits nach seinem Tschako greifen.

„Die freie Verfassung, deren sich das deutsche Volk erfreut ..."

„Da sehn wir nichts von! Swinnel! Du swinnelst ja!"

„Die freie Verfassung legt dem deutschen Volk auch Pflichten auf und unser ..."

„Hummel, Hummel!" Brüllendes Gelächter springt auf.

„Wenn der Herr Referent noch einmal gestört wird, muß ich den Saal räumen lassen!"

„Gerade diejenigen, die so oft von Arbeitsdienstpflicht gesprochen haben, dürfen sich jetzt nicht versagen, da die deutsche Republik mit der Forderung an sie herantritt ..."

Der große, grobknochige Bursche, der den Schiffsreeder Negendank geärgert hat, schiebt sich breit, mit seinem braungebrannten Gesicht und dem wippenden blonden Schopf nach vorn, schwingt sich auf die Bühne. Ihm nach drängen einige zwanzig junge Leute. Im Saal erheben sich einige Reihen. Der überwachende Polizeihauptmann hält die Hand auf dem Tschako.

Der Junge schiebt den Redner beiseite, steht breitbeinig oben: „Nu is es aber genug! Ik bün Leichtmatros west — zwei Jahre lang habt ihr mich arbeitslos gemacht, wo ik ein

nützlichen Minschen hätte sein können! Un nu schall ik as Schklaoven mi verköpen laten!" Und er zeigt auf den Abgeordneten, „hei blifft hier, quatscht dömlich ün ward dat Volk noch mehr beswinneln! Nu is tau Enn'!

Arbeitspflicht — jawoll! Äwer bevor daß sie von dem Minschen Arbeitspflicht verlangen ün von uns jungen Minschen, da will wi ierst mal een Gewehr in de Hand hebben, dat de Franzos uns nich tom Schklaoven maken kann!

Arbeitspflicht is god, för uns ün vör Dütschlann — äwer nich, üm dat uttaubaden, wat Du inbrockt hest!"

Richtig! Giw em dat urndlich! Seg em dat mal feste, Hein!

„Ik bün ook vör Arbeit — ik heff siet mien föfteihnsten Jaohr swaor ün hart arbeit't — äwer nich vör Di ün nich vör den Franzos!"

„Hei schall doch maol na Algier!"

„Du häst hier god räden, nä? Du müß nich na Algier, in de Sünn to slaven ün Kohldamp schüwen. Du kennst de Franzos jao gaornich. Äwer ik, ik kenn em! Ik bün in Frankriek west ün in Indoschina! Du ün din Lüe — ihr habt jao uns Volk so beswinnelt. Du häst ümmer vun de Verfassung rädt — ün Dütschlann güng daorbi tom Düwel. Ümmer heet dat Republik ün Republik ün nochmaol Republik — äwer vun Dütschlann is nie nich die Räd west!"

„Ümmer heet dat, gegen den Militarismus — äwer vun den französ'schen Militarismus häst Du nie nix seggt! Allens hebben de Lögenbüdels tauseggt, nix hett dat Takel hollen! Min Broder, un der is damals Matros auf

den „Großen Kurfürst“ gewesen, daomals, achteihn! Wat is daor nich den Proleten versproken wurrn! Recht haben wir haben wollen, Aufstieg, anstännige Behannlung, kein Kaptolistens miehr — allens sollte ne anstännige Kamrodschaft wäsen! Ün nu — dat Wurt hebben sei uns in den Mund verdreiht, üns Schipp harrn wi den Feind öwergäwen müßt, uns scheune Schipp! Uns eegen Lann harrn wi öwergäwen müßt, Hamburg liggt open as ein lütt Kind, vör jeden Röwer ün Piraot wegtaunähmen! Alles hat das Takeltüg ünnerschrewen, aflewert, weggäwen — äwer nu is nog! Wir lassen uns nicht mehr als Sklaven verhökern! Rut mit Di!“

„Jawoll, rut mit em; Smiet em rut!“

Der Saal brüllt, hier und da werden Stühle hochgerissen.

Der Bursche oben hält dem Abgeordneten seine Faust unter die Nase, rückt dem Zurückweichenden bedrohlich näher. Die Versammlung drängt nach vorn.

Aber es kommt zu keiner Schlägerei — plötzlich steht ein Polizeioffizier auf der Bühne, lang, blond, mit todernstem Gesicht, fordert herrisch Ruhe, faltet ein Papier auseinander.

„telegramm des hafenamtes polizei hamburg französische panzerschiffe passieren soeben helgoland kurs elbmündung panzerkreuzer waldeck-rousseau ausbootet seebataillon deutsche flagge helgoland niedergeholt trikolore gesetzt“.

Ein Augenblick Totenstille — man hätte bei Sagebiel unter den Tausenden von Menschen eine Fliege summen hören können. — Einige wollen ein Lied anstimmen — es bricht

gleich wieder ab. Die Zeit der Reden, Lieder und der flammenden Proteste war plötzlich zu Ende! So rasch zu Ende, wie ein schlechtes Schauspiel zu Ende geht. Der breite blonde Bursche steigt von der Bühne, winkt einigen Jungen im Sweater und Bärenstiefeln; ohne ein Wort zu sagen, stolpern sie hinaus. Hinter ihnen leert sich der Saal. Erst draußen finden die Menschen die Sprache wieder. Über Hamburg liegt dichter, weißer Nebel — irgendwo klingelt die Feuerwehr. Schreiend streichen die Möwen über die Alster.

Tief und schwer schlagen die Glocken der Hansastadt die elfte Stunde. Über die Elbe wälzt sich dakiger grauer Nebel. Wehrlos und ungeschützt schlummert die Millionenstadt dem nächsten Tage entgegen. Fern, auf dem Meeresgrund bei Scapa Flow, rostet die deutsche Flotte. Auf der Nordsee schwimmen hellgraue, glänzende, schwer armierte Schiffe heran — Frankreichs Flotte!

Piraten

Berlin wacht mit einem bösen Schrecken auf. Die Morgenpresse bringt neben Zensurlücken eine amtliche Mitteilung:

„Seit heute früh ankert ein französisches Geschwader vor Cuxhaven. Es besteht aus den Linienschiffen „Paris", „Courbet", „Condorcet" und „Voltaire", den Panzerkreuzern „Waldeck-Rousseau", „Edgar Quinet" und „Ernest Renan", den geschützten Kreuzern „Duquesnes", „Trouville" und „Primauguet", sowie dem geschützten Kreuzer „Mulhouse" (früher die deutsche „Stralsund"), ferner den ungeschützten Kreuzern „Aldebaran", „Algol", „Altair", „Antares", „Bellatrix", „Cassiopée" und „Régulus", dazu fünf Torpedobootzerstörern der Carquoisklasse, etwa dreißig Torpedobooten und zahlreichen U-Booten. Vor Helgoland ist der ungeschützte Kreuzer „Aisne" mit mehreren Torpedobooten und Unterseebooten liegengeblieben. Die Insel ist von französischen Seesoldaten gestern abend in Besitz genommen worden."

Den ganzen Vormittag steht ein Gewitter über Berlin, schwarzdunkle Wolken ziehen heran, rollende Donnerschläge und eiskalter Regen ...

Das Gewitter hat sich hinter den Havelseen bei Potsdam verfangen, rollt und brüllt, donnert und grummelt. In den Büros brennt zum Teil Licht. Hinter den erleuchteten Fenstern, die in den verregneten Morgen hinaussehen, wohnt das

Grauen. Frankreich packt zu! Das deutsche „Auge zur Welt" ist geschlossen — ein fester Daumen ist daraufgesetzt.

Der Wind heult den ganzen Tag um die Straßenecken Berlins, der wilde Wind, der vom Westmeer kommt, von der alten, harten, herben See, unserer Väter See, von der Nord- und Nordsee; er lacht und kreischt, er pfeift und singt, er zerrt an den Fenstern und schreit um die Häuser, wild und roh, kühn und lustig — an der Jerusalemer Straße reißt er ein Plakat herunter: „Kämpft für die Republik! Gegen Panzerkreuzer und Militarismus!", er zerrt es herab, wirft es auf die Straße, treibt es lachend und schreiend durch den Schmutz ...

Dort verröchelt das Plakat, schmierig, häßlich, lächerlich in seiner schmutzigen Farbe. Und der Wind lacht, weint und singt — das Lied von der See!

Die geschäftsführende Reichsregierung wendet sich telegraphisch an den Völkerbund, bittet um Zusammentritt des Rates zu einer außerordentlichen Sitzung, erhebt feierlichen Einspruch gegen die Besetzung von Helgoland.

Im Völkerbund gehen die Akten China—Japan: Fall Schanghai von Hand zu Hand. Der Rat kann nicht vor drei Wochen zusammentreten. Der französische Botschafter weist in einer schroffen Note an das Auswärtige Amt darauf hin, daß Frankreich gegen die Behandlung der deutschen Beschwerde durch den Rat Einspruch erheben werde. Frankreich ergreife die ihm zustehenden Sanktionsmaßnahmen, zu denen es auf Grund des neuen Planes nach unwidersprochener Fest-

stellung seiner Regierung berechtigt sei, und zu deren Durchführung es sich durch die Nichterfüllung seitens der deutschen Regierung veranlaßt sähe. Es macht darauf aufmerksam, daß Deutschland sich durch irgendwelche Maßnahmen des Widerstandes gegen die Durchführung der im Rahmen einer Polizeiaktion des Völkerrechtes erfolgenden Sanktionen als Friedensbrecher erweisen würde . . .

Im Reichswehrministerium ist dauerndes Kommen und Gehen. Die Telephone klingeln. Beunruhigende Nachrichten kommen von der ungeschützten offenen polnischen Grenze, beunruhigende Nachrichten kommen aus dem Westen. Jahrelang mußte man sich mit dem kleinen Heer von 100 000 Mann und der winzigen Flotte im Hintergrund halten, die starken jungen Kräfte im Lande, die von heißem Wehrwillen getragen, zur Freiheit drängten, durften nicht zur Entfaltung kommen. Vorsichtig waren trotzdem außenpolitische Fäden gesponnen — bietet dieser Angriff der französischen Flotte die langersehnte Möglichkeit, die unterdrückte Wehraufgabe zu erfüllen, das Joch abzuschütteln?

Die Telephone rasseln und klingeln.

Wo einmal die „Olivie" untergegangen ist, da liegt heute, weit ausladend ins Meer die Mole von Cuxhaven. Aus der „Olivie" hat der Volksmund plattdeutsch die „Oll Liefde" gemacht, und dann hat man es fein hochdeutsch in „Alte Liebe" übersetzt. Cuxhaven mit seinen sauberen Häuschen, mit dem Amerikahafen und Fischereihafen ist nicht mehr der

wehrhafte Hafen am Eingang der Elbe — er ist abgerüstet, wehrlos gemacht.

Die Nacht über hatte das französische Geschwader vor der Küste gelegen, mißtrauisch rekognoszierend. Bei Tagesanbruch steuerte es die Elbmündung an, im hellen Sonnenschein kühn und stolz herandampfend. Gegen 6 Uhr früh waren plötzlich vier fremde Flieger über Cuxhaven erschienen und elbeaufwärts verschwunden, eine Viertelstunde später war das Geschwader von Feuerschiff Elbe 2 gesichtet worden.

Das Telephon der Marinekaserne in Cuxhaven rasselt, der kommandierende Offizier telephoniert mit Berlin. Um 1/2 7 Uhr rückt das Seebataillon zum Bahnhof und fährt ab. Cuxhaven ist nicht zu halten und muß geräumt werden.

Zwei große englische Überseedampfer machen Dampf auf und verlassen den Hafen mit Kurs auf Brunsbüttel, um den Kaiser-Wilhelm-Kanal zu erreichen.

Wenige Minuten vor 7 Uhr liegen die ungeschützten Kreuzer „Algol" und „Cassiopée", das Flugzeugmutterschiff „Bapaume", vier Truppentransporter und ein Schwarm Unterseeboote im Amerikahafen.

Die übrige Flotte, Minensuchboote voraus, in doppelter Kiellinie fahrend, marschiert elbeaufwärts — Kurs auf Hamburg.

Unter dem Schutze der beiden Kreuzer landen die Transporter an der Alten Liebe und im Amerikahafen, der völlig verödet ist, Seesoldaten. Vier Flugzeuge kreisen über der Stadt.

Cuxhaven ist still und wie verlassen, die Flugzeuge stellen

fest, daß sich zahlreiche Menschen auf der Straße über Süderwisch nach Altenwalde bewegen. Von deutschen militärischen Formationen ist nichts zu sehen.

Vorsichtig erkunden die Flieger ...

Nach der Standortliste liegt die Kommandantur der Befestigungen an der Elbe- und Wesermündung in Cuxhaven — die Deutschen haben das Recht, diese rein defensiven Befestigungen laut Artikel 196 des Versailler Vertrages zu behalten — warum rühren sie sich nicht?

Haben sie Befehl aus Berlin, nicht zu feuern?

Die Franzosen beziehen zunächst Quartier in Cuxhaven. Post, Zollamt, Hafenbehörde, Stadtverwaltung bekommen französische Posten, beim Bürgermeister läßt sich ein capitaine de vaisseau melden, fordert ihn auf, die Waffen der Polizei auszuliefern, Quartiere für zwei Bataillone Seesoldaten zu beschaffen. Drohend überschatten die Kreuzer den Hafen.

Gegen Mittag ist Konzert des Musikkorps des französischen Seebataillons auf der Alten Liebe.

Mit den roten Puscheln auf ihren Mützen, der sauberen Kleidung, der strammen Haltung machen die französischen Seeleute einen guten Eindruck. Der Durchschnitt der Matrosen ist hochgewachsen, sieht gut und diszipliniert aus, viele blonde Burschen neben kräftigen schlanken Gestalten. Braungebrannte Gesichter, viele nordische Typen, Enkel der Normannen, der seegewaltigen Bretonen, der sturmerprobten Flamen verleugnen sich nicht.

An allen Straßenecken klebt ein großes rotes Plakat.

An die Einwohner von Cuxhaven!

Die Flotte der Republik Frankreich hat heute Cuxhaven besetzt. Die vollziehende Gewalt ist an den Ortskommandanten, Kapitän zur See Dujardin, übergegangen, dessen Anordnungen unbedingter Gehorsam zu leisten ist.

Die Einwohner werden aufgefordert, ihrem Gewerbe ruhig nachzugehen. Französische Offiziere sind durch Verlassen des Bürgersteiges und seitens der männlichen Bevölkerung durch Abnehmen der Kopfbedeckung zu grüßen.

Jede feindselige Handlung wird unnachsichtlich geahndet werden.

Ein- und auslaufende Schiffe jeder Größe sind bei dem Ortskommandanten zu melden. Zuwiderhandlung zieht Beschlagnahme des Schiffes nach sich.

Die Bevölkerung darf nach 20 Uhr die Häuser nicht mehr verlassen. Sämtliche Waffen sind auf der Kommandantur sogleich abzuliefern. Jeder Einwohner Cuxhavens, bei dem eine Waffe gefunden wird, setzt sich der Gefahr sofortiger Bestrafung aus.

Die Polizei hat ihren Dienst nach Anweisung des Ortskommandanten wahrzunehmen. Versammlungen jeder Art unter freiem Himmel und in geschlossenen Räumen sind untersagt.

Der Chef des Geschwaders
Vice-Amiral
Gaston-René Marquis de Rochambeau.

Kein Einwohner ist zu sehen.

Noch vorsichtiger packen die Franzosen Brunsbüttel an. Der Kreuzer „Aisne“ und vier Torpedoboote bleiben davor liegen und beobachten die Einfahrt in den Kanal. In den Hafen wagen sie nicht einzulaufen. Werden die Deutschen Widerstand leisten? Noch ist kein Schuß gefallen.

Kein deutsches Schiff ist zu sehen. Sie müssen in Wilhelmshaven liegen und Befehl haben, einem Zusammenstoß zunächst auszuweichen.

Wie beim Ringen tasten sich die Gegner ab. Die Deutschen sind die Schwächeren. Sie haben keine Flieger, keine Unterseeboote, keine Flugzeugmutterschiffe, das geringere Deplacement, geringere Bestückung und geringere Geschwindigkeit. Der neue Panzerkreuzer liegt nach eingegangenen Meldungen auch in Wilhelmshaven.

Vom Flugzeugmutterschiff „Bapaume“ steigen drei Flieger auf, kreuzen über Cuxhaven und Umgegend und jagen dann elbeaufwärts zur Erkundung auf Hamburg zu.

An Cuxhaven vorbei dampft das Gros der Flotte den Elbstrom herauf. Auch hier keine Gegenwehr deutscher Kräfte, deren Widerstand hoffnungslos wäre.

Gegen Mittag bekommt das Geschwader Hamburg in Sicht. Links und rechts auf den Elbdeichen stehen einzelne Gruppen von Menschen, von Belum-Deich weht eine Fahne — einige junge Burschen ballen die Fäuste gegen die Schiffe.

Ruhig, sicher, wie die niederfallende Faust eines Boxers zieht die Flotte die Elbe aufwärts, an der Landschaft mit ihren saftigen Wiesen, den hohen Deichen, den roten Häusern

vorbei, fern leuchten die Türme von Hamburg. Da liegt St. Margarethen und Brockdorf, drüben Krummendeich und Freiburg, der Allwärdener Außendeich und Hamelwörden.

Bei Glückstadt bleibt der Kreuzer „Régulus" liegen und schifft ein Seebataillon aus. Beim Passieren von Pagensand-Leuchtturm, der mit einer Besatzung belegt wird, spielt die Bordmusik auf den Achterdecks; Hamburg liegt deutlich vor den silbergrau schimmernden Schiffskolossen — weithin hallen die feindlichen Klänge über die Elbdeiche:

„. . . marchons, citoyens, formez vos bataillons,
qu' un sangue impur abreuve nos sillons . . ."

Da liegt Hamburg! Die stolze, die unnahbare Hansastadt — keinen Schuß wagen die Deutschen, um sie zu verteidigen. Wehrlos, schwach, zu Land und zur See unterlegen, hoffen sie — auf was hofft eigentlich Berlin? Jahrelang herrschte die Meinung, die Welt könne nicht dulden, daß ein zweites Ruhrabenteuer käme, der deutsche Flottentraum müsse ausgeträumt sein, die deutschen Häfen, die der Welthandel so dringend brauche, werde niemand angreifen. Die Marine, Stolz und Glück jeder großen Nation, durfte nur aus wenigen Schiffen bestehen, der Ersatz alter Schiffe war völlig ungenügend, das Wort von der deutschen Seegeltung war verpönt gewesen — und jetzt? Deutschland duckt sich, bis der Gegner den Frieden bricht, damit nicht ein formaler Rechtsgrund für die Verbündeten Frankreichs im Völkerbund geschaffen wird. Keine deutsche Flotte stürzt sich auf die fran-

zösischen Eindringlinge. Triumphierend und ihrer Kraft bewußt, stößt die Flotte des alten Feindes, der sich im Weltkrieg nie unseren Schiffen gestellt hat, auf Hamburg zu. Um zu erobern? — man erobert nicht, wenn der Gegner im Bewußtsein seiner Schwäche sich nicht zu wehren wagt — um zu pfänden!

Von Hamburg waren die Hansaflotten ausgelaufen, hier hatten die stolzen Schiffe des Kaiserreiches gelegen. Der wehrhafte Geist der Hansa, Grundlage ihrer Siege, ihres Handels, ihrer Macht ist tot.

Die deutsche Kriegsflotte liegt auf dem Grunde von Scapa Flow.

Riesenhaft, weit ausgedehnt, Millionen Schicksale in sich bergend, liegt die ehrenfeste Stadt, die plattdeutsche Hauptstadt, das einst so seegewaltige Hamburg vor dem triumphierenden Gegner.

Auf den französischen Schiffen löst sich die Spannung. Die Mannschaften der Panzertürme hatten an den Geschützen gestanden, an den Munitionszügen, Offiziere mit Fernrohren im Korb. — Auf den Transportern, die schwerfällig im Schutz der Flotte marschieren, sind die Boote klar gemacht worden, liegen dichtgedrängt die Soldaten und warten auf den Angriff.

Die Küstenforts feuern nicht. Der erste Schuß auf deutscher Seite, und der Völkerbund, dem Deutschland anzugehören die Ehre hat, kann feststellen, daß Deutschland gegenüber dem im Rahmen seiner Verträge handelnden Frankreich zu widerrechtlichen Kriegsmaßnahmen schreitet — rings war-

ten die Geier auf den Moment, da der wunde deutsche Adler sich noch einmal flatternd vom Boden erheben will, um von allen Seiten über den Friedensbrecher herzufallen. — Die Besatzungen stehen in den Forts, müssen den Gegner durchfahren lassen — die altertümlichen Befestigungen, mit dem erlaubten Munitionskontingent von 500 Schuß auf das schwere und 1500 Schuß auf das leichte Geschütz feuern nicht.

Keine Truppen, um die Ostgrenzen zu decken, keine Truppen, um die Küsten zu decken, keine Waffen für die Bevölkerung! Statt durch die Finger zu sehen, wenn das Volk sich bewaffnete, um nicht wehrlos zu sein, war die erzwungene Abrüstung streng durchgeführt. Jetzt duckt sich Deutschland vor dem Zugriff Frankreichs.

Das gespannte vorsichtige Warten auf den französischen Schiffen löst sich — von Schiff zu Schiff gellt ein Schrei des Triumphes und der Siegesgewißheit, im stolzen Gefühl der Überlegenheit: „Vive la France! Vive la Marine!"

Von Schiff zu Schiff pflanzt sich der Jubel fort — hallt über Fischerei-Hafen und Köhlbrand, Kohlenschiffhafen und Maakenwärder Hafen.

Den vier Burschen, die aus der Bodenluke eines alten Häuschens in der Großen Elbstraße die Einfahrt der Flotte beobachten, krampft sich das Herz zusammen. Die Augen starren hinüber auf die feindlichen Schiffe. „Noch nicht!" Heini Hergesell hält den schmalen, blonden Studenten mit der Brille fest . . . So hart, wie am Abend, als er bei Sage-

viel sprach, sind seine Augen wieder. Seine schweren, verarbeiteten Fäuste liegen auf der Schulter des jungen Kameraden. „Noch nicht!" „Befehl, Sturmführer!"

Die Hamburger stehen am Ufer, an Schulau-Landungssteg und Blankenese, Hahnöfersand und Hasselwerder, Finkenwärder und Teufelsbrücke, Fischereihafen und Altona-Landungsbrücke und sehen die Franzosen kommen. Da stehen Makler Brokmann am Hafen und Rechtsanwalt Christiansen, Vorarbeiter Hinrichsen und Stauer Sörensen, Mudding Kreienbrink und Kaufmann Nettelbladt, da steht Hamburg und sieht die Franzosen kommen! Die Fäuste in den Taschen geballt, wehrlos, vollkommen wehrlos, ohne Unterseeboote, um die frechen, hohnlachenden großen Kästen zu den Fischen zu schicken, ohne eine ausreichende Flotte, ohne Waffen! Blau-weiß-rot höhnt die Trikolore herüber; gefechtsbereit, drohend, entschlossen kommt die französische Flotte nach Hamburg.

Die Karthager mögen so gestanden haben, als Scipios Flotte kam, die Chinesen standen so, als die japanische Schlachtflotte sich vor Schanghai legte.

Die ganze Nacht hindurch sind die Autokolonnen von Harvestehude und Eppendorff, aus den Villenstraßen der Stadt in das schweigende Land gefahren. Die Morgenzüge füllen sich mit Menschen, die vor dem Feind flüchten. Die Bürgerschaft ist um 6 Uhr zusammengetreten, die Polizei liegt in ihren Bereitschaftsquartieren — fiebernde Erregung erfaßt Hamburg.

Empörung und Schreck im Herzen drängen sich die Hamburger an den Kais. Brausend steuert die französische Flotte nach Hamburg hinein.

Auf dem ungeschützten Kreuzer „Bellatrix" (13 000 t, Baujahr 1917), der an der Landungsbrücke Altona festmachen will, stehen 200 Seesoldaten marschbereit an Deck. Die Schrauben fangen an, sich langsamer zu drehen, schwarzer Rauch stößt aus dem Schornstein. — Das Schiff will festmachen. — —

„Jetzt!" Hergesell greift in den Gurt. „Tack, tack, tacktack rrr ... rrrrr" hämmert aus der Bodenluke das leichte Maschinengewehr. Prasselnd fegt die Feuergarbe in die angetretene Abteilung. Rrrrr ... tack, tack, tack.

Das Deck ist wie leergefegt. Die Landungstruppe ist ein zusammengeschossener Haufen. „Rrrummm! rrumm!" Die beiden 14-cm-Geschütze des Franzosen feuern hinter ihrem Panzerschutz — zu hoch!

„Tack, tack, tack rrrrr" hämmert das einsame deutsche Maschinengewehr — die „Bellatrix", deren Maschinengewehre offenbar gleich von den ersten deutschen Schüssen beschädigt sind, versucht rasch abzudrehen. „Rrrumm rrrumm!" Die zweite Salve der beiden 14-cm-Geschütze liegt wieder zu hoch! In der Dreyerstraße bricht aus einem Dachgiebel eine Flamme. Brand!

Die Flotte stoppt ab, die ungeschützten Kreuzer „Aldebaran" und „Altares" drehen neben der „Bellatrix" bei — huiii sss ...! Vier Schrapnells bersten über den Häusern der

Großen Elbstraße. Drohend erheben sich die riesigen Geschützrohre der Panzerschiffe.

Menschen rasen durch die Straßen.

„Weg! rasch!“ Heini ergreift das Maschinengewehr, wickelt einen Mantel darum. Weg! Durch den Rückeingang des Hauses zur Großen Fischerstraße eilen die vier hinaus, springen in der Breitenstraße in einen kleinen Wagen und sausen davon.

Noch immer jagen die Menschen, wie von Furien gehetzt, die Straßen entlang. Die Franzosen haben zu schießen aufgehört — ihre weitbauchigen Transporter kriechen heran.

„Bellatrix“ signalisiert dem Flaggschiff:

14 Uhr 52 Feuerüberfall durch deutsches Maschinengewehr bei Landungsbrücke Altona. Verluste 11 Seesoldaten des IV. Seebataillons tot, 32 verwundet, Besatzung „Bellatrix“ 1 Heizer tot, 1 Oberfähnrich verwundet. Deutsches Feuer zum Schweigen gebracht.

„Ausbooten!“

Die riesigen Transporter legen sich vor Altona-Landungsbrücke, St.-Pauli-Landungsbrücke, Strandhafen. Torpedoboote flitzen den Reiherstieg herauf, machen an den Elbbrücken fest. Marineinfanterie besetzt die Schwimmdocks, die Elbbrücken, wird im India-Hafen ausgebootet und besetzt den Verschiebebahnhof Hamburg-Süd. Posten ziehen am Elbtunnel auf, besetzen die Hauptstation Elbbrücke und Veddel.

Bei Blohm und Voß, auf der Vulkan-Werft, am Kohlenkai, wo schon seit dem Morgen die Arbeit gestockt hatte, pfeifen gellend die Dampfsirenen.

Gewerkschaftssekretär Uhlmann fährt von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz. Er hat nicht erst eine Weisung abgewartet, nun, wo der Feind im Lande steht, kommt über ihn, den man oft als Bonzen verspottet hatte, etwas, das er sich selbst im Augenblick nicht erklären kann. „Das furchtbare Unrecht", denkt er immer wieder, „das unerhörte Unrecht, daß die Bande hier hereinkommt . . . Schluß, Kollegen! Keen Slag vör den Franzos! Sluß, segg ik!" Die Belegschaften sammeln sich um ihn, wollen fragen, er springt wieder auf sein Motorrad — mögen sie ihn entlassen, weil er ohne Auftrag der Gewerkschaft gehandelt hat — fegt zur nächsten Arbeitsstelle.

Auf der Deutschen Werft halten ihn ein paar hundert Arbeiter an. „Uhlmann! Holl an! nich so dull! Ümmer föveihn!"

Er stoppt rasch den Motor. „Wats denn los, Kollegen?"

„Uns' hebben schaten! Nu kümmt de Franzos! Wat ward nu?"

„Keen ein arbeidt vör den Franzos! Dat is nu puttegal, wer daor schaten hett . . .! Hamburg is in Not, Mann!"

„Uhlmann is vör de Nazi! Mann, wo steiht Di de Kopp? Du büst doch ümmer gegen Krieg west, Uhlmann?"

Uhlmann hält einen Augenblick den Atem an — unter den schon fast grauen Haaren steigt ihm das Blut auf: „Kollegen . . . Wat ik seggen wull . . . Also ihr müßt das verstehen, wißt ihr — das freche, fremde Takelzeug das darf nicht durchkommen. Da tut mir keiner einen Schlag dafür!"

Ein kleiner, etwas gekrümmter Mann drängt sich vor und

sagt ruhig, fast wie ein Schulmeister, der einen Vortrag halten will: „Die Interessen der kapitalistischen Klasse und die Interessen des Proletariats können niemals die gleichen sein. Sie stehen in unlöslichem Widerspruch zueinander. Das Proletariat muß dem imperialistischen Angriff der französischen Kapitalistenklasse durch Verschärfung des Klassenkampfes gegen die eigene Burschewasie entgegentreten. Jede Verteidigung eines sogenannten Vaterlandes . . .“

Uhlmann sieht ihn entgeistert an, erinnert sich dunkel, früher auch einmal so gesprochen zu haben — stöhnt plötzlich auf, springt auf sein Motorrad, will abfahren, den Mann stehenlassen, ihm ist merkwürdig leer im Kopf, vor seinen Augen dreht es sich . . .

„Griep to! Wat is den Mann?“

„Em träden de Ahnmachten an!“

Feste, alte Hände heben Uhlmann vom Rade, halten ihn fest, betten ihn sanft auf einen Mantel, schieben einen ausgeblichenen Rucksack unter seinen Kopf.

Er stöhnt leise . . .

Die weiß gewordenen Hände tasten zum Rock. Eine zitternde Hand löst ihm den Kragen.

„Kollegen . . . Dütschlann' . . . Dat is all nich wohr, all' dat mit Internatschonale . . . Glöwt mi dat . . . keen Slag vör den Franzos!“

Der kleine Krumme von vorhin zuckt spöttisch mit den Mundwinkeln — eine Hand legt sich ihm auf die Schulter: Gaoh weg, Korl . . .

Sie schieben ihn weg.

Uhlmann stöhnt, der schwere Körper legt sich zurück. Das Leben zieht noch einmal an ihm vorbei — Zeitungsaustragen als Junge — die Schule — der alte Kastanienbaum davor — die Partei — die rauchigen Versammlungen — einen Augenblick sieht er das freundliche Gesicht seiner Frau . . .

Vom Hafen bringt ein Windstoß den frischen Geruch von Tang und See.

Uhlmann lehnt sich zurück: „Wi sünd biester gaohn . . . Kollegen . . . Dütschlann . . . Uns' scheunes Land . . . Wi sünd all schuld! Wir haben Deutschland wohl zu wenig liebgehabt . . . Oder wir habens nicht so sagen können . . . Deutschland! . . .

Friedlich stirbt der alte Gewerkschafter. Hinrich Freerk nimmt die blaue Mütze ab, stumm stehen die Männer mit entblößten Köpfen um den Toten herum.

Schweigend nehmen sie ihn auf, tragen ihn zur Rettungswache. Einer schiebt das Motorrad hinterher. Sie sprechen kein Wort — der Tote, den sie zwischen sich tragen, hat ein helles Lächeln um den Mund. Das Gesicht ist im Tode schmal geworden — ein echter Niedersachsenkopf mit den grauen Haaren und hellem Schnurrbart. Zwei alte Arbeiter tragen den toten Zimmermann heim ins Vaterland . . .

„Ein Zimmermann ist ein treuer Mann", steht auf dem altmodischen Anhängsel seiner Uhr. Die Arbeiter nehmen noch einmal die Mützen ab und gehen still hinaus.

Auf der Reiherstraße blitzen ihnen plötzlich Bajonette entgegen und drängen sie auf den Fahrdamm. Französische Seesoldaten!

Seesoldaten besetzen die Seewarte — Sicherung voraus, das Gewehr schußbereit in der Hand, eilen zwei Bataillone im Laufschritt den Rödingsmarkt hinauf zum Rathaus. Alle Fenster sind geschlossen, die Straße ist menschenleer. Das Rathaus ist verlassen. Bürgerschaft und Senat sind verschwunden. Bataillon auf Bataillon wird ausgeschifft. Strahlenförmig schiebt sich die Besetzungstruppe vor.

Um 16 Uhr ist von St.-Pauli-Landungsbrücke aus über Millerntor, Glacis-Chaussee, Oberlandesgericht, Dammtor-Bahnhof, Alsterglacis, Lombardsbrücke bis Rathausmarkt, Nikolai- und Sandtor das Herz Hamburgs militärisch gesichert. Die Altstadt mit ihren Fleeten und dunklen Gängen wagt der Franzose noch nicht anzupacken.

Maschinengewehrposten besetzen die Straßenecken.

Die Polizeireviere sind geräumt, die Behörden verschwunden — am Alten Steinwall finden die Franzosen drei ineinandergefahrene Straßenbahnwagen, pirschen sich vorsichtig heran, fürchten einen Hinterhalt, stellen aber fest, daß beim Abtransport die Wagen festgefahren und verunglückt sind.

Die Franzosen beziehen für die Nacht Quartier — sichern äußerst vorsichtig.

Eine Proklamation des kommandierenden Admirals klebt an allen Anschlagsäulen.

Einwohner Hamburgs!

Die Flotte der Republik Frankreich hat in Durchführung einer Polizeiaktion Teile der Stadt Hamburg besetzt. Unverantwortliche Elemente haben auf den Aviso „Bellatrix" geschossen. Das Leben französischer Soldaten und Seeleute ist zu beklagen. Ich will davon absehen, die Einwohnerschaft Hamburgs insgesamt für die Tat verantwortlich zu machen, jedoch legt Moral und Völkerrecht mir die Verpflichtung auf, die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen.

Ich fordere von den Behörden Hamburgs bis morgen früh 6 Uhr die Auslieferung der an dem Feuerüberfall an der Altonaer Landungsbrücke Beteiligten, andernfalls muß ich annehmen, daß die Behörden die Tat billigen.

Ich fordere die Behörden auf, sofort die Arbeit wieder aufzunehmen. Den Anweisungen der Besatzungsbehörden ist unbedingt Folge zu leisten. Die Häuser dürfen nach Dunkelheit ohne Passierschein nicht mehr verlassen werden.

Der Chef des Geschwaders
Vice-Amiral
Gaston-René Marquis de Rochambeau.

Den Abend benutzten die Franzosen, um den Hafen zu sichern. Gegen 18 Uhr erscheinen plötzlich auf den im Hafen liegenden Schiffen französische Bordkommandos, verlangen die Schiffspapiere einzusehen und eröffnen den deutschen Kapitänen, sie seien gezwungen, diese Schiffe einstweilen sicherzustellen.

Alle ausländischen Schiffe versuchen gegen Abend noch die Erlaubnis zur Ausfahrt zu erhalten, lichten die Anker und gehen in See.

Auf den deutschen Schiffen patrouillieren die Posten. Der Kapitän der „Bremen" soll gezwungen werden, das Schiff nach Cuxhaven zu bringen. Er weigert sich. Ein französischer Offizier will das Kommando übernehmen — die Mannschaft drängt sich am Achterdeck zusammen, verlangt von Bord zu gehen. Ein Dolmetscher versucht, die Mannschaft zu überzeugen. Die Matrosen verweigern den Dienst unter französischem Kommando. Ein Offizier droht dem Kapitän ... Um 19½ Uhr läßt der Bordoffizier Kapitän, Offiziere und Mannschaft der „Bremen" gefangennehmen. Gegen 20 Uhr sind Kapitäne und Offiziere von 34 deutschen Schiffen verhaftet. Von 11 Schiffen sind auch die Mannschaften verhaftet — auf den anderen sind sie bereits vor Eintreffen der Franzosen von Bord beurlaubt worden. Es ist unmöglich, die deutschen Schiffe in Fahrt zu setzen — man muß ihnen französische Besatzungen geben.

Alle Verhaftungen sind bis dahin ohne Widerstand erfolgt — mit Einbruch der Dunkelheit ereignet sich der erste Sabotagefall.

Ein im Oderhafen liegender Tankdampfer mit Erdöl soll durch ein Bordkommando sichergestellt werden. Im Augenblick, als die Franzosen festmachen wollen, schlägt eine ungeheure Stichflamme auf dem Dampfer hoch. In einer riesigen, schwarzqualmenden Feuersäule brennt das Tankschiff aus. Ein danebenliegender Fischkutter wird von den Flammen ergriffen. Löschmannschaften sind nirgends aufzutreiben.

Der Hafen ist wie ausgestorben. Die riesigen Scheinwerfer der Kriegsschiffe huschen über ihn hin.

Am Hauptbahnhof soll deutsche Polizei in starken Verbänden stehen. Die wildesten Gerüchte laufen auch bei den französischen Truppen um. Mit Einbruch der Dunkelheit wird noch die Umgebung des Sandtor- und Grasbrook-Hafens besetzt, am Brooktor werden zwei Maschinengewehre, auf das Straßengewirr der Altstadt gerichtet, in Stellung gebracht.

Zwei Seebataillone werden in den Raum von St.-Pauli-Landungsbrücke bis zum Millerntor, Bismarckdenkmal und Hafentor gelegt, das Straßengewirr der Neustadt mit dem Brauerknechtsgraben, Venusberg, Karpfangerstraße, vom Steinweg herunter bis zum Hafen wird systematisch abgeriegelt, aber nicht besetzt.

Um St. Michael am Kreienkamp stehen Posten, eine Kompagnie liegt in der Kirche, auch das Postamt am Steinweg ist besetzt.

Besetzt werden St. Nikolai, die Gegend um den Binnenhafen, Rathaus und Börse, Poststraße, Dammtorstraße bis

zum Dammtorbahnhof und Lombardsbrücke, jenseits der Alster der Alsterdamm.

Die Zugänge sind sorgfältig abgeriegelt. Der Hafen wird in seinem ganzen Umfang von der Flotte gesichert. Die Truppen, die bei Altona-Landungsbrücke gelandet waren, sind an Bord zurückgenommen — nur die Landungsbrücke selbst bleibt besetzt.

Zwei Kompagnien decken die beiden Elbbrücken, an denen vier Torpedoboote festmachen. Die Schwimmdocks sind besetzt. Die drei Panzerschiffe liegen vor St.-Pauli-Landungsbrücke. Der Kreuzer „Primauguet" macht am Kirchenpauer-Kai fest, die Avisos „Aldebaran" und „Algol" am Strandhafen. „Bellatrix" bleibt an der Altona-Landungsbrücke, wo sie das Gefecht mit dem bisher einzigen deutschen Widerstandsnest hatte, liegen.

Vor Morgengrauen soll die Besetzung der Stadt, besonders die Wegnahme des Hauptbahnhofes und die Sicherung der Innenstadt durchgeführt sein. —

An die Stelle des Jubels ist bei den französischen Truppen, nicht zuletzt durch den Überfall auf die „Bellatrix", durch die Arbeitsverweigerung der deutschen Seeleute auf den Schiffen, die offenbar bewußte, nicht mehr lediglich aus Furcht zu erklärende passive Resistenz der Behörden, die nirgends auffindbar sind, durch die Unruhe in dem unbesetzten Teil der Stadt hervorgerufen, eine nervöse Spannung getreten.

Um 23 Uhr plötzlich blinder Alarm. Am Brooktor feuert ein Maschinengewehr die Meyerstraße in Richtung

auf den Lohse-Platz, weil der dort befehlführende Leutnant Renard Gestalten an den Wänden entlang schleichen zu sehen glaubt. Die Scheinwerfer des Kreuzers „Primauguet" leuchten von Baakenhöft die gegenüberliegenden Frucht-schuppen ab. Sie finden nichts. Stoßpatrouillen fühlen bis zur Hauptstation Oberhafen vor. Der Zugverkehr ist still-gelegt — die sonst so belebte Station ist menschenleer. Das elektrische Licht ist ausgeschaltet.

Sous-maître d'equipage (Oberbootsmannsmaat) Lecou-teur erklettert mit vier Mann das dunkel liegende Gleis, Gewehr in der Hand, vorsichtig tastend, mit der Taschenlampe leuchtend, klettert zwischen den Wagen herum — fährt plötzlich zusammen — „A nous, les camerades!" kommt ein Ruf aus der Dunkelheit. Er zwängt sich zwischen zwei Güterwagen hindurch, seine vier Leute klettern nach, lauschen gespannt in die Nacht hinein. Wieder ruft es gellend und wie in Angst: A nous, les camerades! Gewehr schußbereit stürmen die fünf in einen Lagerschuppen hinein — plötzlich flammt kurz elektrisches Licht auf — sechs, acht, zehn Mann werfen sich auf die verdutzten Franzosen. Lecouteur ringt mit einem riesigen Burschen, erkennt noch ein mit Schmissen bedecktes Gesicht, spürt, wie etwas Kaltes ihm in den Hals dringt, schickt schon halb bewußtlos einen letzten Gruß heim nach Brest in eine kleine Wohnung, wo seine Frau auf ihn warten wird. Dann wird es dunkel um ihn. Seine Leute werden in einem stummen, grauenhaften Ringen in der Dunkelheit zwischen Kisten und Fässern erledigt. Ein riesi-ger Marseiller mit Muskeln wie ein junger Hengst wehrt

sich heftig, will sich ins Freie durchschlagen, stößt mit seinem Seitengewehr um sich wie ein Wilder, nach einem schweren Schlag gegen das Schläfenbein bricht er nieder . . .

Fünf Gewehre, eine Maschinenpistole, 30 Handgranaten sind die willkommene Beute. Der schmissebedeckte Medizinstudent beleuchtet mit seiner Taschenlampe den Kampfplatz. Lautlos rücken die Deutschen ab, verschwinden in dem Gewirr des Alten Hannoverschen Bahnhofs. Zwei sind von dem Marseiller verletzt worden. Der Student klopft einem jungen Burschen, der noch die blaue Hemdbluse der Jungkommunisten trägt, beruhigend auf die Schulter.

„Methode Ruhrkampf, min Jung!"

Leutnant Renard vermißt eine seiner Stoßpatrouillen. Die Scheinwerfer des „Primauguet" drehen langsam ab.

Vom Wandsbecker Rathaus, wohin sich Bürgermeister und Senat zurückgezogen haben, laufen die ganze Nacht die Gespräche mit Berlin.

Bürgermeister Cornelissen berichtet. Wandsbeck ist bereits durch Reichswehr gesichert. Die schöne alte Ratsstube ist voll von Menschen. Die Senatoren von Hamburg, General v. Werdow vom Reichswehrgruppenkommando mit seinem Adjutanten, Hauptmann Hennecke, Kampfflieger des Weltkrieges, Korvettenkapitän Wehrmann sitzen um den Tisch.

„Ich darf zusammenfassen, meine Herren", — Bürgermeister Cornelissen räuspert sich — „es steht für mich ohne Zweifel fest, daß nach allen Informationen die Franzosen morgen früh von den besetzten Teilen der Stadt aus vor-

stoßen werden. Bis jetzt sind mit Ausnahme der Schießerei an der Altonaer Landungsbrücke meines Wissens keine Zusammenstöße vorgekommen. Die behördlichen Akten und Archive sind in Sicherheit gebracht. Jeder Polizeidienst ist auf meinen Befehl in dem von den Franzosen besetzten Gebiet der Stadt eingestellt worden und wird bei Besetzung anderer Teile der Stadt auch dort eingestellt. Ebenso kann die Strom- und Wasserversorgung unterbrochen werden. Bisher ist das nicht geschehen.

Uns bleiben jetzt nur zwei Wege. Entweder wir fügen uns der Forderung des französischen Admirals und nehmen, da die Maschinengewehrschützen nicht ausgeliefert werden können, die auferlegte Sühne auf uns, leisten keinen Widerstand, dulden eine weitere Besetzung und warten, bis sich eine politische Lage ergibt, die die Franzosen veranlaßt, die Stadt freiwillig wieder zu räumen — oder ..."

„Oder man wiederholt den Brand von Moskau!" ruft der junge Senator Helmberger dazwischen.

„Hamburg, meine Herren, ist nicht Moskau. Wenn ich mich recht erinnere, bestand der größte Teil Moskaus, als die Russen es 1812 verbrannten, aus Holzhäusern. Das läßt sich leicht wieder aufbauen. Hamburg aber ist eine Weltstadt! Hier stehen Millionenwerte und Millionen Menschen auf dem Spiel! Schon ein passiver Widerstand ohne Polizei, mit abgesperrtem Strom und Wasser, mit dunklen Straßen, mit Generalstreik, zu dessen Durchführung die Gewerkschaften sich bereit erklärt haben, wird schon nach wenigen Tagen eine Hölle in der Stadt entfesseln. Unbeerdigte Tote liegen

in den Häusern, der Verkehr ist unterbrochen, die Unterwelt, mit der wir in unserer Hafenstadt stets zu rechnen haben werden, bricht los. Die Lebensmittel werden knapp — in wenigen Tagen muß ein solcher Widerstand zu einer furchtbaren Teuerung führen, der Streik ist dann nicht mehr durchzuhalten — in den Gewerkschaften setzt sich möglicherweise eine Kapitulationsstimmung durch, zu befürchten steht ..."

„Ruhrkampf!" ruft Helmberger dazwischen.

Einige Senatoren fahren hoch — ungeduldig winkt der General ab. „Bitte weiter, Herr Bürgermeister!"

„Ich halte die Durchführung eines passiven Widerstandes selbst bei der großen Disziplin unserer Hamburger Bevölkerung nicht für aussichtsreich. Nachdem große Werte geopfert sind, bricht er doch nieder und führt teils zu Einzelkapitulationen, teils zu einem aktiven Widerstand aus wilder Wurzel. Man kennt uns Niedersachsen wenig im übrigen Deutschland — der Bürgermeister strafft sich — wir sind sehr ruhig, aber es gibt eine Grenze, dann lassen wir uns nicht mehr halten!"

Der General lehnt sich in seinen Stuhl zurück, grübelt. Alles Reden ist hier zwecklos, nur auf seine Entscheidung kommt es an. Von Berlin ist mit keiner klaren Entscheidung zu rechnen. Jeder wartet auf Befehle. Das war schon 1918 so — jeder Kommandeur wartete auf den Befehl, die Novemberrevolte niederzuschlagen. Statt dessen wurde das Schießverbot erlassen. Ein paar einsatzbereite Bataillone hätten den Umsturz verhindert. Aber sie schossen nicht — es wurde kein Befehl gegeben. Alles hängt in dieser Stunde

von der Entschlußkraft eines Mannes ab. Hat das Schicksal ihn zu diesem Manne bestimmt? Er kennt als alter Soldat nur eins: Angreifen! Aber angreifen mit zwei Regimentern Infanterie, 6 Batterien leichter Feldartillerie und Freiwilligenformationen — der Feind dagegen hat Flieger, Schiffsgeschütze, Gas ...? Das Ungeheuere der Verantwortung überfällt ihn. Er hat die Erfahrungen der Kriege nach 1918 studiert. Die tapferen Türken hatten in einem weiten, armen Land ihre Hafenstadt Smyrna erst in den anatolischen Bergen zu verteidigen, als die Griechen nachstießen. Werden die Franzosen nachstoßen, werden die Deutschen den düsteren Kampfwillen der türkischen „Haraket ördüssü", der „Befreiungsmarscharmee" aufbringen? Es ist viel gute seelische Kampfkraft in Deutschland vorhanden, aber auch viel erstickt worden! Kann er selbst ein Mustafa Kemal sein? Und die außenpolitischen Folgen! Schließlich ist Berlin nicht ohne Grund so vorsichtig.

Seine Spannung steigert sich, als der Ratsdiener ihn an das Telephon abruft. Der General geht rasch aus dem Raum, Hauptmann Hennecke folgt ihm. Der Korvettenkapitän flüstert dem grauköpfigen Schriftleiter ins Ohr. Der nickt spöttisch. Bürgermeister Cornelissen sitzt zurückgelehnt, wartet. Der Polizeihauptmann sitzt müde am Tisch, er ist seit gestern Abend nicht aus den Kleidern gekommen.

Der General steht in dem kleinen Amtszimmer am Apparat.

„Dreihundert Lastkraftwagen, gut! Bleiben bei Zollenspieker liegen, erwarten Befehl dorthin!"

„Ohne meinen Befehl fällt kein Schuß!"

„Danke!"

Wieder klingelt der Apparat. Der General nimmt den Hörer ab — ein hartes Lachen geht über sein Gesicht, als er den Bericht hört.

„Was sagen Sie, Hennecke? Glückstadt meldet, der dort liegende französische Kreuzer „Régulus" ist soeben von dem Torpedoboot „Jaguar" überraschend mit zwei Torpedos angegriffen worden, hat versucht, mit starker Schlagseite und überhängend in den Hafen zu kommen, ist aber vorher abgesoffen. „Jaguar", von mehreren Franzosen verfolgt, ist elbabwärts gegangen. In Glückstadt hält sich das Gerücht von einem unglücklichen Seetreffen unserer Flotte gegen ein überlegenes Geschwader vor Wilhelmshaven! Der „Jaguar" soll es signalisiert haben. Es wird ernst!"

„Wilhelmshaven bitte, Blitzgespräch! Marineleitung!"

Der General zündet sich eine Zigarette an. Wieder schrillt der Apparat.

„Hier Marineamt, Wilhelmshaven!"

„Hier Gruppenkommando v. Werdow. Ich rufe aus Wandsbeck Rathaus an. Erfahre soeben aus Glückstadt, daß der französische Kreuzer „Régulus" von „Jaguar" torpediert und untergegangen ist. Das Gerücht hält sich hartnäckig, daß wir vor Wilhelmshaven ein Seegefecht verloren haben. Was ist daran wahr?"

„Nichts, Herr General! Wir sind heute Nachmittag auf Erkundungsfahrt mit der Nordseeflotte auf weit überlegene französische Streitkräfte, darunter die Panzerschiffe „Condorcet", „Diderot" und „Voltaire", einen Schwarm

kleiner Kreuzer und mehrere U-Bootsflottillen gestoßen. Sind ohne vorherige Warnung beschossen worden, und haben abgedreht, weil das Gefecht aussichtslos erschien. Auf dem Rückmarsch wurden wir von Unterseebooten angegriffen. „T. 190“ ist leider gesunken, Linienschiff „Schlesien“ erhielt mehrere Treffer, „Jaguar“ ist vom Gros abgekommen, die „Schlesien“ muß in Dock gehen. Zwei französische U-Boote sind sicher gesunken, ein weiteres wurde abgeschleppt. Zwei Geschwader Kampfflieger unterstützten die Franzosen. U-Boote und Flieger, denen wir wenig entgegensetzen konnten, waren während des Gefechtes sehr gefährlich und lästig für unsere Kräfte. Trotzdem ist die Stimmung gut. Die Franzosen operierten sehr geschickt, setzten immer erneut ihre U-Boote an.“

Der General hängt den Hörer an.

„Versailles! lieber Hennecke, immer wieder Versailles! Hätten wir U-Boote, wäre die französische Flotte rasch wieder von unseren Küsten vertrieben. So können unsere geringen Einheiten von deren U-Booten lahmgelegt werden! Aber jedenfalls ist es losgegangen. Sehen Sie doch mal in das Ratszimmer. Ich weiß jetzt, was zu geschehen hat!“

„Standartenführer Bichlmair, Dr. v. Retzow, Sturmbannführer Hergesell“ melden sich in diesem Augenblick bei dem Reichswehrführer.

„Wieviel Mann haben Sie?“

„Im ganzen etwa 16000 Mann verschiedener Verbände in und um Hamburg zusammengezogen, wir erwarten bis heute abend noch 4000 Mann. Bis jetzt verfügen wir

über 11400 Gewehre oder Maschinenpistolen und etwa 300 Maschinengewehre. Von der Polizei sind noch einzelne Waffentransporte zu erwarten. Die Munitionsmengen sind äußerst knapp. Gegen Cuxhaven und die Elbküste sind aus allen Richtungen kleine Trupps in Marsch gesetzt worden. In Stade liegen etwa 5000 Mann. Mehr stehen wegen des Schutzes der Westgrenze nicht zur Verfügung."

„Sagen Sie, Herr Bichlmair, wie schätzen Sie den Kampfwert Ihrer Verbände ein?"

„Es sind keine Soldaten, Herr General, wir haben junge Unterführer der Reichswehr und altgediente Soldaten auf die Trupps verteilt — aber sonst — es ist die beste, tapferste Jugend, die Deutschland hat!"

Der General schweigt — weist darauf hin: „Der Franzose hat Flieger dagegen, modernste Bewaffnung, Schiffsgeschütze, Gas ...!"

„Das weiß ich!"

„Es ist sehr ungewiß, ob wir Erfolg haben, die Opfer werden grenzenlos sein ..."

Bichlmair schweigt und nickt, der blonde Holsteiner sieht in die Weite.

„Verstehen Sie mich nicht falsch, sagt der General wieder, wir tragen gerade vor dieser Jugend eine schwere Verantwortung. Auch Langemark war heldisch, ein furchtbarer Verlust für unser Volk ..."

Retzow sieht den General voll an: „Jedes Jahr und mit jedem Jahrgang wächst in Deutschland ein neues Geschlecht von Langemark heran, Herr General!"

Über des Generals Gesicht geht ein Leuchten, Hauptmann Hennecke nickt ernst, Bichlmair, Retzow richten sich auf — mit verhaltener Kraft stößt Hergesell, der derbe Matrose, heraus: „Also, wir greifen an! Gott sei Dank!"

Sie geben sich die Hände. Der General macht eine kurze Bewegung:

„Befehl! Hennecke! Reichswehr, Polizei und die Freiwilligenverbände greifen Punkt 2 Uhr nachts überraschend . . ."

Das Telephon schrillt. Der General nimmt den Hörer ab.

„Leutnant Gärtner meldet vom Hauptbahnhof, daß die Franzosen in Stärke von etwa zwei Kompagnien gegen den Hauptbahnhof vorrücken."

„Gespräche umlegen!"

Die Führer eilen nach unten.

Als Hergesell am Ratszimmer vorbeistürzt, reißt er die Tür auf und schreit in die Versammlung hinein: „Der Franzose kommt! Am Hauptbahnhof ist er schon! — Wir nehmen die Verteidigung auf!"

Der grauköpfige Redakteur springt auf, reißt seinen Mantel mit der eingehängten Maschinenpistole vom Haken, läuft hinter Hergesell die Treppe herunter und schwingt sich hinter ihm aufs Motorrad. Erst im Fahren begrüßen sich die beiden.

„Doktor, nun hat unsere Arbeit doch einen Nutzen gehabt — Für Deutschland!"

Während sie die Straßen langfegen, liegt die Stadt plötzlich im Dunkel.

Kurz unterrichtet der General Bürgermeister und Senat über das Seegefecht und setzt die Widerstandsmöglichkeiten auseinander.

„Da die französische Flotte sich durch Besetzung der Vorhäfen weit auseinanderzieht und unsere Küstenforts sie stark aufhalten werden, ist mit den in Hamburg verfügbaren und heranziehenden Truppen und Freiwilligenverbänden der Hauptwiderstand zu organisieren. Mit schwerstem Beschuß und Bombenwürfen muß allerdings gerechnet werden.

Wasser- und Lichtversorgung werden sofort unterbunden. Die Verantwortung und Befehlsgewalt übernehme ich."

Der Angriff des „Jaguar", die von überall gemeldete Aktivität deutscher Abteilungen beunruhigt die Franzosen. Eines ihrer Aufklärungsflugzeuge hat kurz vor Finkenwärder auf der Straße eine marschierende Abteilung gesichtet, ist heruntergestoßen und hat sie unter Feuer genommen. Der Maschinengewehrhagel fegt in die Freiwilligentruppe, die sich zu spät deckt. Mehrere bleiben auf der Chaussee liegen —, die anderen suchen sich vor dem Feuerhagel im Straßengraben zu decken. Einige Gewehrkugeln schlagen in die Tragflächen mit dem blau-weiß-roten Kreis. Der Flieger wendet nochmals, fliegt in Richtung Hamburg Hafen zurück, geht auf der „Bapaume" nieder.

Der Beobachter meldet: „In Planquadrat 403 deutsche irreguläre Abteilung von etwa 80 Mann durch Maschinengewehrfeuer zersprengt, Gegner starke Verluste. Einzelne Lastkraftwagen überall auf den Straßen gesichtet, ebenso

kleinere, in Richtung Hamburg marschierende, zum Teil bewaffnete Trupps."

Admiral de Rochambeau steht an der Reeling des „Courbet", liest das Morsetelegramm, das der Läufer gebracht hat, schaut ernst über die Stadt Hamburg, folgt den Lichtkegeln der den Hafen absuchenden Scheinwerfer. In seinem scharf geschnittenen, rassigen Gesicht zuckt kein Muskel. Einen Augenblick empfindet er etwas wie Genugtuung. Der Feind wehrt sich! Man ist also nicht Gerichtsvollzieher, sondern Soldat! Der Normanne in ihm, der Mensch alten, nordischen Herrentums grüßt den verwandten Hanseatengeist. Hier schweigen die Politiker, er befiehlt, der Soldat Frankreichs! Er sieht über die riesige Stadt hinweg, denkt zurück an das kleine, weltabgelegene Schloß in der grünen Normandie. Keins der dort an der Wand hängenden Bilder, das nicht von Kampf, Soldatenehre und Sieg spricht. Der fiel bei St. Quentin 1871, der blieb vor Algier — die bunten Kavalierstrachten aus der Zeit des französischen Königtums — dazwischen auf einem halbverdunkelten Bilde der Schaufelhut des Jesuitenmissionars in Kanada, der an der Spitze seiner roten Beichtkinder, der Huronen und Irokesen, gegen die Engländer Krieg geführt hat — Ritterbilder — auf dem Wappenschild der Spruch „Mon épée au roi" ...

Seeleute Frankreichs, das Vaterland sieht auf euch alle!

Marquis de Rochambeau winkt. Auf dem „Courbet" steigt ein Signal hoch.

Es ist 23 Uhr 10, als sich befehlsgemäß die französischen

Stoßkompagnien fächerförmig in den Straßen vorschieben. Grell leuchten die Scheinwerfer über die Stadt.

Auf der „Bapaume" liegen die Bomber bereit, sechs Beobachtungsflieger steigen auf.

Die Bedienungsmannschaften stehen in den Gefechtstürmen, von Schiff zu Schiff geht das Signal „Klar zum Gefecht!"

Die schweren Bordmaschinengewehre sind drohend auf die Uferkais gerichtet.

Die Stoßtrupps gehen, Handgranaten umgehängt, Gasmaske griffbereit, die Gesichter vom Stahlhelm verdeckt, vor. Haus für Haus wird durchsucht und besetzt, donnernd poltern die Kolben an die Wohnungstüren, die die aufgeschreckten Bewohner, soweit die Wohnungen nicht verlassen sind, öffnen. Vorsichtig tasten sich die Franzosen im Schein der riesigen Schiffs-Scheinwerfer vorwärts.

Als dunkle Masse liegt der Hauptbahnhof da. Verworrener Lärm dringt aus dem unbesetzten Teil der Stadt.

23 Uhr 30. Aus den Fenstern des Hauptbahnhofs brechen Feuergarben von Maschinengewehren. Vier Hundertschaften Polizei stecken in dem riesigen Komplex. Die Lichtkegel zweier Scheinwerfer blitzen auf — erlöschen. Rrrr . . . Rrrr . . . tack, bleck, bleck . . . hämmern die Maschinengewehre. Wie auf Kommando schlägt aus den Häusern am Glockengießer-Wall, am Georgsplatz, aus der Rosen- und Lilienstraße den Franzosen Feuer aus Gewehren, leichten Maschinengewehren und Maschinenpistolen entgegen.

Ihre Stoßkompagnien arbeiten sich vor, krachend sausen die ersten Handgranaten in die Häuser am Glockengießer-Wall. Entschlossen stürmt ein Leutnant mit fünfzig Mann auf die Kunsthalle zu — eine Handgranate zertrümmert die Tür, mit aufgepflanzten Bajonett dringen die Franzosen ein — die Treppe herunter fegt ihnen eine Salve aus Maschinenpistolen entgegen. Der Offizier fällt, an ihm vorbei erstürmen seine Leute die Treppe. Handgranaten treiben die Verteidiger auseinander — in den Gängen, kurz von aufblitzenden Taschenlampen erhellt, entwickelt sich ein wütender Kampf von Mann zu Mann — unter den stillen Bildern verbeißen, verkrallen sich die Gegner ineinander.

Zwei Freiwillige werden von den Franzosen gefangen genommen. Der Kapitän, dem sie zugeführt werden, mustert sie flüchtig. Sie tragen keine Reichswehruniform.

„Welcher Truppe gehören Sie an?"

Die beiden schweigen . . .

„Irreguläre!" Der Kapitän winkt, die beiden werden zur Alstermauer an der Lombardsbrücke gestoßen — ein großer, breitschultriger Bretone nestelt mühsam aus seiner Bluse ein Muttergottesbildchen, streckt es ihnen in kindlicher Gutartigkeit zum Kuß hin — die beiden verstehen nicht. Die Seesoldaten stoßen sie an die Mauer, legen an, feuern.

Der Franzose handelt, als ob Kriegsrecht bestünde.

Die Deutschen haben sich aus der Kunsthalle zurückziehen müssen. Ein französisches Maschinengewehr wird dort in Stellung gebracht, nimmt die Besatzung des Hauptbahn-

hofs unter Feuer und versucht, die Scheinwerfer zu zerstören. Das französische Feuer wird stärker.

Ein deutscher Polizeipanzerwagen jagt, nach allen Seiten feuernd, unter dem Hagel französischer Handgranaten den Glockengießer-Wall herauf. Bis zum Schillerdenkmal kommt er durch, versucht noch einmal zu wenden, bleibt aber brennend kampfunfähig liegen. In der versengenden Hitze versucht die Besatzung die Lukendeckel zu öffnen, um herauszuklettern. Vergebens. In der stickenden Enge feuert noch ein Maschinengewehr. Plötzlich tritt dem Schützen Schaum vor den Mund, er greift in die Luft, sieht sich nach den Kameraden um. Sie liegen tot in sich zusammengesunken. Ein süßlich widerlicher Geruch erfüllt den engen Raum. Gashandgranaten . . ., der tapfere Oberwachtmeister bricht zusammen.

Hinter dem Panzerwagen flutet eine Angriffswelle heran — Polizei und Freiwillige. Wieder krachen die Gashandgranaten, hämmern die Maschinengewehre. Die Welle bleibt liegen. Körper krümmen sich auf der Straße.

Gegenangriff! Rasch, diszipliniert, springen die Seesoldaten an. Wieder schlägt ihnen das Maschinengewehrfeuer der Deutschen entgegen, bersten einzelne Handgranaten in ihren Reihen.

Offenbar haben die Deutschen Mangel an Handgranaten. Trotzdem — der Bahnhof ist nicht zu nehmen.

Auch die Umgehungskompagnie, die in der Mönckebergstraße vorgeht, bleibt am Pferdemarkt bei der deutschen Gegenwehr stecken. Die dort liegende Kompagnie Reichswehr

und starke Freiwilligen-Abteilungen haben jedes Haus zur Festung gemacht.

Der französische Posten an der Trostbrücke wird mit Maschinengewehrfeuer angegriffen, der deutsche Widerstand regt sich auch auf der anderen Seite. Das Seebataillon, das über das Holstentor vorstoßen will, wird in der Carolinenstraße angegriffen und muß sich mit Handgranaten und Bajonetten Bahn brechen.

Ein zweites Bataillon, das Mittelweg, Rotherbaum und Grindelallee räumen will, erhält Feuer aus dem Zoologischen Garten — grauenhaft brüllen die aufgeschreckten Tiere, verängstigt durch das Licht der Schiffs-Scheinwerfer, das das Inferno des nächtlichen Kampfes beleuchtet.

Es ist 24 Uhr. Kapitän zur See Lecoq hat nach wiederholten Handgranatenangriffen endlich einen Zug Reichswehr aus der Station Feldstraße herausgeworfen und wehrt sich gegen stark unterhaltenes Maschinengewehr- und Gewehrfeuer aus dem Zentralschlachthof.

Aus dem Friedhof an der Jungiusstraße und aus dem Zoologischen Garten wird das Feuern der Deutschen allmählich schwächer.

Weiter aufwärts haben die Franzosen den Stadtteil Rotherbaum bis zur Station Hallerstraße in die Hand bekommen — dagegen halten jenseits der Alster die Deutschen den Hauptbahnhof noch immer. Deutsche Freiwilligentrupps stoßen aus der Altstadt vor. Auf der Außenalster erscheinen Motorboote mit Maschinengewehren und schießen über die Lombardsbrücke.

Von Haus zu Haus geht das Grauen. Aus den Fleeten steigt Nebel und umhüllt, wie ein Mantel, die kämpfende Stadt.

Die deutschen Außenposten vernehmen aus der Luft Motorengeräusch, das den Gefechtslärm in der Stadt nicht durchdringt. Meldefahrer jagen zu den Verteidigungsstützpunkten.

Aus den Nebeltöpfen der Reichswehr verbreiten sich weiße Dämpfe und verstärken den aufkommenden Nebel.

Bomben!

Zwei Staffeln zu je 15 Einheiten des französischen 22. Nachtbomberregiments kreuzen, gedeckt von 2 Jagdfliegerstaffeln, Typ Lioré-Olivier, über der Altstadt und fliegen den Hauptbahnhof an. Verzweifelt bellen die deutschen Maschinengewehre nach oben. Die dreißig Nachtbomber können gefahrlos tiefer gehen — die alte Erde brüllt auf, wie ein armes, verwundetes Tier — donnernd schlagen die Brisanzbomben in die Bahnhofsgebäude, in die Häuser des Großen Glockengießer-Walles — einzelne Brände flammen hoch auf. Tief stoßen die Jagdflieger herunter und greifen mit ihren Maschinengewehren in den Kampf ein.

Der Hauptbahnhof brennt!

In die Massen, die sinnlos vor Angst den Steindamm entlang flüchten, schlägt eine Bombe. Ein großes Geschäftshaus scheint sich zu heben, die Ziegel prasseln herunter, die Vorderwand löst sich und bricht nieder in die flüchtenden Massen, die auf den Sportplatz, und in die Anlagen des Allgemeinen Krankenhauses und der Brocksallee fluten.

Eine Bombenstaffel schwenkt nach St. Georg ab. Bombe auf Bombe schlägt ein. In der Norderstraße lodern mehrere Brände zugleich auf.

Planquadrat 233! morst das Führerflugzeug. Das Geschwader vereinigt sich, geht tiefer — dröhnend hauen die Bomben auf den Anckelmann-Platz, weithin splittern die Fenster von den Detonationen, Häuser brechen in sich zusam-

men. Ohne Abwehr kreisen die Flugzeuge drohend über Hamburg.

Durch die Bombenwürfe hat die französische Infanterie Luft bekommen. Der Hauptbahnhof ist ein einziges Flammenmeer, aus dem geborstene Pfeiler, riesige, durch die ungeheure Glut zusammengedrehte Gerüste herausragen. Die Verteidiger scheinen völlig zersprengt und vernichtet, der Widerstand erstorben.

Die Kompagnien gehen vor, verstreut, aus einzelnen Häusern, pfeifen ihnen Geschosse entgegen, tackt noch ein Maschinengewehr. Am Hansaplatz bilden sich erneut einzelne Widerstandsnester, vorgehende Marinesoldaten bleiben liegen, um nicht wieder aufzustehen.

In der Altstadt hält sich die deutsche Verteidigung noch hartnäckig.

Hier muß die Schiffsartillerie den Kampf unterstützen. Die Linienschiffe feuern. Rollend kommen die Salven der schweren Geschütze der „Paris" und „Courbet". Die Kreuzer feuern!

Es feuert „Mulhouse", die ehemals deutsche „Stralsund".

Aus den Gefechtstürmen der ganzen Flotte schlägt das Feuer in das Häusergewirr der Altstadt.

Es ist wie beim Scheibenschießen. Deutsche Artillerie ist nicht eingesetzt. Planmäßig streuen die Franzosen die Altstadt ab. Sie brennt an vielen Stellen. Auf Pfählen und Rosten erbaute Häuser versinken im Wasser der Fleete.

Der schwarze qualmende Rauch mischt sich mit dem Nebel und verhüllt die unglückliche Stadt. Hamburg brennt!

In den Kellern, in den Untergrundbahnhöfen drängt sich die Bevölkerung zusammen.

Unablässig, mit Wagen und Autos, auf Fahrrädern und Motorrädern, schreiend, aufgelöst, Kinder nach sich schleppend, in furchtbarer Verwirrung eilen, wie ein nicht endender Strom, die Flüchtlinge nach Barmbeck, Eilbeck und Wandsbeck, nach Lockstedt und zum Stadtpark.

Vielfach abgeschnitten, im Brandqualm der Häuser fast erstickend, krallen sich immer erneut Widerstandsnester fest, feuern und schleichen heran, um den gefallenen Franzosen Gewehre und die kostbare Munition abzunehmen.

Endlich eröffnet von Veddel aus eine Reichswehrbatterie gegen die Schiffe das Feuer — schwache Unterstützung gegen das schwere Feuer der Franzosen — aber von Mund zu Mund, von Haus und Trümmerstätte gerufen, gibt das Wort „Unsere Artillerie schießt!“ den schmutzigen, blutenden, mit zäher Kraft sich trotz schwerster Verluste behauptenden Verteidigern neuen Mut.

Es ist 2 Uhr 14. Der Nebel ist fast undurchdringlich geworden, weißlich, grau und milchig schwimmt er um die Scheinwerfer, die ihn kaum noch zu durchdringen vermögen. Die Bomber können kein Ziel mehr erkennen.

Der feuchte Nebel verhindert eine größere Ausbreitung der Brände. Allmählich geht er in einen feinen Regen über. Hamburgs Nebel nimmt die gepeinigte Stadt in seine weichen, schützenden Arme.

Am alten Wandrahm in einem verbarrikadierten Haus liegen elf braune Freiwillige, das Maschinengewehr schußbereit hinter aufgeschichteten Matratzen verborgen und spähen hinaus. Zwei Mann schlafen, zu Tode erschöpft. Eine Gestalt kriecht an das Haus heran, pfeift leise den Sturmpfiff, und schlüpft durch die geöffnete Tür. Verklebt hängt das blonde Haar über das Gesicht, eine Hand ist verbunden — ruhig schnallt er zwei Gurte los, legt sie auf den Tisch am Fenster: „Hier, für das M. G.!“

Alle wenden sich ihm zu, ein Verwundeter schlägt die Augen auf, sinkt aber schwer atmend und stöhnend wieder zurück. „Wie steht's?“ „Das Schießen wird weniger! Sie können offenbar nicht mehr viel sehen!“

„Was machen die anderen?“

„Fritz Hertig ist gefangen und am Klosterhof erschossen worden. Die Franzosen haben sich in der Poggenmühle verbarrikadiert und kommen nicht mehr heraus“.

„Und sonst?“

„Weet ik nich, wi möt dörchhollen!“

Hergesell zieht ein halbzerdrücktes Butterbrot heraus, kaut und sieht sich im Raum um. „Drei Mann mitkommen, Gewehr mitnehmen.“ Die drei machen sich fertig, jeder hängt zwei Handgranaten ein. Die Maschinenpistole entsichert, kriecht der Führer voraus. Sie schleichen in einen Tabaksspeicher, gehen die Stiege hinauf, einer zeigt zu der Lüftungsluke hinaus: „Doar!“

Vorsichtig geht eine französische Patrouille an den Häusern entlang vor, im Nebel sind die flachen Stahlhelme

schwach zu erkennen, wenn auch die Gestalten selbst verschwimmen.

Vier Schüsse blitzen auf — ein Körper springt in die Höhe, ein zweiter fällt gegen die Mauer. Zwei haben sich hingeworfen und erwidern die Schüsse.

„Kr . . . rrum!" In der weiteren Umgebung ist wieder ein schweres Schiffsgeschoß niedergegangen. Einer der jungen Burschen fährt zusammen. „Hest Du Bange?" Die Franzosen haben sich, da sie den Ausgangspunkt des Feuerüberfalls nicht finden konnten, wieder aufgerichtet.

„Trach, tarach!" Ein Franzose fällt.

„Nu aber weg, ehe sie uns hier spitz haben!"

Die vier Mann stolpern die Treppe hinunter, Hergesell reißt ein paar Blätter Tabak an sich, stopft sie in seine weiten Hosentaschen.

Halb kriechend, halb gehend, schleichen die vier Kameraden die nachtdunkle, zerstörte Straße entlang.

Gleich ihnen sind noch Hunderte von Widerstandsnestern in der Stadt, fressen sich in die von den Franzosen stark besetzten und abgeriegelten Stadtteile hinein. Ein Leutnant, ein Obergefreiter und sechs Mann sind plötzlich mitten im „französischen" Gebiet am Rödingsmarkt aufgetaucht, haben mit Handgranaten überraschend eine geschlossene Kompagnie angegriffen und sind spurlos wieder in den Häusern verschwunden.

Der Bahnhof ist in Trümmer gelegt, ein Ruinenfeld, die Bevölkerung drängt sich hilflos in den Vororten zusammen, die deutsche Verteidigungslinie ist durch den Einsatz der Bom-

ber und der schweren Schiffsartillerie völlig zerhauen und zerschmettert.

Schwerste Verluste haben die Gasbomben verursacht. Am Berliner Tor waren sie besonders groß.

Der Mangel an Gasmasken in der Zivilbevölkerung, aber auch bei den Freiwilligen hat viele Opfer gefordert. Der Nebel hält das Gas in den Bombensprengtrichtern. Mancher Freiwillige, der darin hat Deckung suchen wollen, stirbt durch das tückische Gas.

Keuchend, hilflos nach Atem ringend, mit zerfressenen Lungen, mit Augen, die wie glühende Kohlen brennen, langsam und qualvoll sterben die Jungens.

Verheerender als die Gasbomben wirken die riesigen 40-Kilo-Brisanzbomben. Tief heruntergehend haben die französischen Flieger, durch keine aktive Flugabwehr behindert, die Stadt mit Bomben belegen können. Kein deutsches Kampfflugzeug konnte aufsteigen, um die schwerfälligen Bombenschlepper anzugreifen, zu verjagen oder herunterzutreiben. Im Schutz ihrer Jagdflieger ziehen sie, herabspähend auf das Nebelmeer, aus dem einzelne Brandherde hervorleuchten, aus dem die Flammen des zerstörten Bahnhofs noch immer gen Himmel schlagen, ruhig ihre Kreise. Wo sie im tiefen Nebel Bewegung zu erkennen glauben, lassen sie eine ihrer schrecklichen Bomben fallen. Während unten die Deutschen in tapferem, verzweifelten Widerstand dem hochgerüsteten Feinde den Besitz der Stadt streitig machen, ihre ungeschulten, zusammengewürfelten Verbände immer wieder einsetzen und bei ungeheuren Verlusten auffüllen, ziehen die

Flieger siegreich, triumphierend, ungestört über die wehrlose Stadt.

Hauptmann Hennecke hat den kleinen, schnittigen Sportzweisitzer fertig gemacht. Fest verpackt in seine Fliegerkleidung klettert er auf den Führersitz, schnallt sich fest, hinter ihm als Beobachter ein Unteroffizier. Das M. G. ist nicht ganz leicht einzubauen. Panzerung, Schutz und dergleichen gibt es nicht — aber was hilft es. Der alte Kampfflieger des Weltkrieges strafft sich, die Maschine läuft an, nur der brennende Bahnhof und der riesige Brand einer großen Villa in Rotherbaum ermöglichen die Orientierung. Rasch steigt der Apparat. Hennecke späht. Dort unten in dem Nebelmeer, unförmig und riesig wachsend, ziehen die großen Bombenflugzeuge!

Er läßt das Flugzeug in die milchigen Schwaden eintauchen, steuert schräg von unten den ihm nächsten Gegner an.

Der Franzose bemerkt ihn nicht, völlig sicher durch das Fehlen jeder deutschen Luftabwehr und den Schutz seiner Jagdflieger.

Hauptmann Hennecke pürscht sich heran, versucht das oft erprobte Manöver aus dem Weltkrieg, setzt sich unter eine Tragfläche. Bleck, bleck, rrr, tack, tack, tack . . . Vielleicht hat der Unteroffizier zu früh gefeuert, aber die Garbe sitzt. Der Bomber fängt an, sich um sich selbst zu drehen, heißes Öl tropft aus dem zerschossenen Tank, die Bordlichter verschwinden, er stürzt in Flammen gehüllt ab.

Hennecke reißt das Steuer herum, sein Fliegerherz jubelt,

er fühlt die Spannkraft seiner ersten Kämpfe wieder. Das Flugzeug verschwindet in einer Regenwolke.

Als der brennende Bomber in die Außen-Alster fällt, flackert der Kampf um die Widerstandsnester wieder auf. Die anderen Bomber steigen sofort. Die Jagdflieger schließen enger an, noch wittern sie den Feind nicht.

Hauptmann Hennecke sieht sie herankommen, drückt nach unten weg, hängt sich an den letzten an. Er denkt, daß die schweren Kampfmaschinen ihn suchen, daß er hinter ihnen am sichersten ist.

Das Maschinengewehr prasselt los, die Garbe trifft den Lioré-Olivier fast genau von rückwärts, Flammen schießen auf, mit rasender Geschwindigkeit stürzt er ab, verschwindet in der Trümmerstätte des Bahnhofes.

Im gleichen Augenblick bereut Hauptmann Hennecke aber schon, die Kampfflieger angegriffen zu haben. Die drei anderen Maschinen haben ihn erspäht, wenden, umfassen ihn von beiden Seiten, drücken ihn zur Erde ab.

Rrrrrr . . . rrr . . . Die schweren Maschinengewehre der Franzosen hämmern. Der Unteroffizier schießt, fühlt plötzlich, daß der Apparat dem Führer aus der Hand geraten ist, sieht nur noch, daß Hauptmann Hennecke tot am Steuer hängt, der Apparat stürzt in das Flammenmeer des Bahnhofs.

Die Bomber schließen auf, fliegen in Richtung auf Veddel, wo die Deutschen, durch den Luftkampf angefeuert, Vorstöße unternehmen. Zwei Bomber steuern den Flughafen an, belegen die schweigenden Hallen der Lufthansa.

Kampfflugzeuge haben die Deutschen nicht — dürfen sie nicht haben.

Es ist 3 Uhr 15. Der Nebel ist noch schwerer geworden, er steigt von den Fleeten und von der Elbe auf.

In einzelnen Straßen dauert der erbitterte Kampf im Dunkel an, krachen die Handgranaten, wird um jedes Haus gekämpft. Die Deutschen haben ständig Verstärkungen in den Kampf geworfen, um ihre Verluste zu ersetzen.

In dem kleinen Haus am Alten Wandrahm, in Hunderten von Verstecken, Kellern, Schützengräben, Barrikadennestern heben sich Köpfe, versuchen den Nebel zu durchdringen.

Hier und da scheint es den Beobachtern, als ob die französischen Stoßtrupps sich zurückziehen.

Zieht der Franzose ab? Was ist geschehen?

Ein Polizeiboot beobachtet, daß beschlagnahmte deutsche Dampfer sich in Bewegung setzen und den Hafen verlassen ...

Alle Straßen, die aus der Stadt hinausführen, sind mit Flüchtigen angefüllt und zum Teil völlig verstopft. Qualmig und schwarz kriecht der Rauch der Brände durch die engen Straßen.

General v. Werdow sitzt in Wandsbeck übernächtig am Telephon, während draußen sich der Strom der Flüchtlinge endlos im Nebel ergießt. Die Reichswehr hält alle Männer, die arbeitstauglich aussehen, an, um sie, zu Gruppen geordnet, zu den Aufräumungsarbeiten zu verwenden.

In der Stadt knattert das Feuer, einzelne Schiffsge-

schosse schlagen ein. Die Bomber ziehen hoch über dem Nebelmeer ihre Kreise.

Der General übersieht die bunten Fähnchen auf dem Stadtplan. Die Verteidigungslinie ist auseinandergerissen, einzelne große Verteidigungsflächen, Reservestellungen weit draußen in den Vororten, einzelne Verbände halten noch zusammen. Das übrige ist zerschmettert, im Feuer der Schiffsgeschütze und Bomben zerfledert und zerhauen. Ein kräftig und entschlossen, mit Unterstützung der Schiffsartillerie, geführter Angriff muß diese Reste der Verteidiger, sobald es hell wird, wegfegen, wenn kein Wunder geschieht.

Wieviel Wunder sind nicht dem entwaffneten deutschen Volk vorgespiegelt worden! Todesstrahlen sollten die feindlichen Flugzeuge herunterreißen, radioaktive Wellen die Munitionslager sprengen, unvorstellbar wirksame Gase die Angreifer vernichten. Eine ganze Literatur ist entstanden, die immer wieder schildert, wie durch die Erfindung eines deutschen Ingenieurs — immer muß es ein Deutscher sein, obwohl uns alle wissenschaftlichen Vorbereitungsmöglichkeiten genommen sind, die Unterhaltung von Laboratorien und Studienanstalten, an denen die anderen überreich sind, durch feindliche Spionage und schäbigen Verrat seit langem unmöglich gemacht ist! — der feindliche, überlegene Angriff abgeschlagen und Deutschland aus seiner Erniedrigung wieder zu strahlender Macht und Größe erhoben wird.

Mit bitterem Lachen denkt der General: Alles Beruhigungsmittel, damit das wirkliche deutsche Wunder nicht geschieht — die Wehrhaftmachung der Nation, der Aufbau

eines starken Heeres, einer starken Flotte, die unsere Meere sichert.

Trotzdem. —

Langsam eingehende Meldungen besagen: „Paris" und „Courbet", gefolgt von „Ernest Renan" und „Algol" setzen sich elbabwärts in Bewegung.

Drei — vier — zehn — zwanzig Bomber folgen ihnen.

Die Franzosen ziehen also einen Teil ihrer Streitkräfte zurück? Vielleicht glückt doch dieser letzte Versuch, den der General vorbereitet hat, dieser Kampf, den er nur mit den aus der seelischen Tiefe des Volkes kommenden Kräften wagen konnte. Besinnt sich Deutschland auf sich selbst? Der General öffnet das Fenster, versucht in den milchigen Nebel hinauszuhören. Aus der Ferne kommt schwerer, dumpfer Aufschlag der Artillerie. Kalter Nebel dringt in das Zimmer.

Der General greift zum Hörer. „Befehl an sämtliche Verteidigungslinien!"

„Um 4 Uhr 20 gehen die Formationen gleichzeitig zum Angriff über. Der Franzose scheint sich teilweise zurückzuziehen. Jedenfalls habe ich Meldungen, daß Teile der Flotte elbabwärts gehen. Es dürfen keine Verluste gescheut werden! Ein wehrloses Land muß seine Lücken an Material mit Menschen stopfen!"

„Bitte Fort Thomsen!"

„Antwortet nicht mehr?" „Leitung zerrissen?"

„Die Forts stehen im schärfsten Kampf gegen feindliche Schiffseinheiten und werden gleichzeitig von Bombenflugzeugen angegriffen!"

„Versuchen Sie die Leitung wieder herzustellen! Rufen Sie dann wieder an."

Der General rechnet. In anderthalb Stunden müssen die alten Elbeforts sich verschossen haben, wenn ihre Batterien nicht vorher zum Schweigen gebracht sind. So lange entlasten sie jedenfalls Hamburg. Bis dahin können die neuen Formationen heran sein. Vielleicht gelingt es doch!

Wieder sieht der General hinaus in den Nebel, der noch immer dicht und dakig über der Stadt liegt.

Das Wunder der Deutschen

Auf den Elbdeichen stehen die Menschen, aufwärts und abwärts von Hamburg und starren in den Nebel. Dort, ganz in der Ferne, brennt Hamburg! Sie versuchen mit Fernrohren die tiefdunkle Nacht zu durchdringen, stehen auf den Böden der Bauernhäuser und schauen hinüber nach Hamburg ...

Das läßt sie nicht schlafen, die Bauern von Westholstein und vom Hadelner und Wurstener Land, vom Alten Land und von Stormarn.

Hamburg brennt!

Der Feind ist im Land! Sie sehen den schwarzen Qualm leckend, brandend zum Himmel steigen, dumpf und tief rollt und grollt es aus der Erde. Sie sehen das Einschlagen der Bomben und schweren Schiffsgeschosse. Mit gepreßten Herzen, mit verzweifelten, erschreckten Gesichtern schauen sie zu dem hellen Fleck am Horizont, wo die große Hansastadt steht, in die der Feind eingebrochen ist.

Hamburg brennt!

Mit weitoffenen Augen sehen die flachsköpfigen Bauernkinder das Aufleuchten der Flammen am Horizont, wortlos starren die Männer.

Hamburg brennt!

Den Motorradfahrern der Reichswehr, die durch die Dörfer in Richtung auf Hamburg fahren, den auf Lastkraftwagen durchkommenden brauneingekleideten Freiwilligen

winken die wortkargen, ruhigen Menschen zu: „Jungs, hollt fast!“ „Laat jug ni daalkrägen!“

Der rollende Donner der Schiffsgeschütze ist nach Mitternacht immer stärker geworden.

Auf dem großen, alten Marschhof hinter Glückstadt, auf dessen Dachfirst die gekreuzten Pferdeköpfe stehen, sitzt die Familie, Claus Harmsen mit seinen vier Söhnen, deren Freunde und Verwandte, sitzen und stehen zwanzig Menschen, Männer und Frauen, schauen an der windumbrausten hohen Scheune vorbei, in die Nacht hinaus.

Harmsen ist unter seinen Landsleuten kein unbekannter Mann. Er hat schon zweimal, als in der Gegend die furchtbaren Zwangsversteigerungen die schönen, niedergewucherten und niedergesteuerten Höfe bedrohten, des Bauern Recht gegen der Geldleute Unrecht verteidigt. Er hat damals die Bauernschaft zusammengefaßt, die Abwehr organisiert.

Er wurde in das Gefängnis geworfen, aber der große, grauhaarige Mann mit den scharfen, hellblauen Augen ist ungebrochen und zäh aus dem Gefängnis wieder auf seinen Hof zurückgekehrt, und die Bauern, denen sonst ein mit Gefängnis bestrafter Mann als völlig bemakelt gilt, haben vor ihm, als er zurückkehrte, tief ihre Hüte gezogen.

Sein Acker war vom Dorf mitbestellt worden — man hatte ihn gerade zur Bestellzeit die Strafe verbüßen lassen — seiner Frau und seinen Söhnen hatten Nachbarn in der ruhigen, sachlichen Art, die dem niedersächsischen Volk eigen ist, über die schwere Zeit hinweggeholfen.

Er selbst war der alte geblieben, nur etwas stiller gewor-

den. Seine Frau, eines kleinen Geestbauern Tochter, deren Vater als „einschichtig" galt, als einer jener stillen, innerlichen Sinnierer, an denen die Geest so reich ist, hatte das Unglück des Mannes sich zu Herzen genommen. Sie war ganz in ihres Vaters Art geschlagen, konnte mit großen stillen Augen durch Stunden dasitzen und vor sich hinsehen — man sagte, sie sähe die Menschen immer schon eine halbe Stunde vorher, ehe sie in die Stube traten.

Gesina Allmers hatte etwas unbewußt Königliches in Gang und Gesicht, das Leid hatte ihren Zügen einen manchmal jenseitigen Ausdruck eingeprägt. Sie sah, wie der Hof trotz allen Fleißes zurückging, wie die Sorgen auf ihrem Mann lasteten, wie die Söhne sich über die Zukunft Gedanken machten.

Sie lag dann wohl stundenlang wach, wenn in der Döns ihr Mann auf und ab ging, immer wieder an den langen Abenden auf und ab ging und grübelte. Sie hatte ihm zur Seite gestanden, als er die Bauern aus Notwehr zusammenrief, und niemals hatte sie ihren ernsthaften Mann mit seinen hellen, schalkhaften, klugen Augen mehr geliebt, als in der Stunde, da er auf Peter Rohlfs Hof mit seiner ruhigen Bestimmtheit dem Gerichtsvollzieher und den Landjägern entgegengetreten war und nur gesagt hatte: „Wozu Sie hierher gekommen sind, das ist ein Unrecht an unserem Land und ein Unrecht an diesem alten Hof! Kein ehrlicher Mann bietet auf den Hof!"

Da hatte Keiner geboten. Als dann ein paar Bauern den Rechtsanwalt von der Bank, die die Versteigerung be-

trieb, niederschlagen wollten, hatte Harmsen sich vor den erschrockenen Mann mit der dicken Aktenmappe und der Brille gestellt und ernst und ruhig gesagt: „Männer un Lüe, maakt jug nich de Hänn' schietig mit den Kerl!" Sie waren vor seinen Augen zurückgewichen. Claus Harmsen hatte sich seine alten, wollenen Handschuhe angezogen, dem „Afkaten" links und rechts ein paar hinter die Ohren geschlagen: „Dat is, dat Du Di wat schamen schallst, to wat Du Di hergäwst!" und den Mann aus dem Rohlfsschen Hofe hinausgeschoben. Damals war Gesina Allmers sehr stolz auf ihren ernsten und rechtlichen Mann gewesen, der gegen alle Behörden dem Unrecht entgegentrat, wie das sein Großvater 1848 getan hatte, als er dem dänischen Sysselvogt, der sich in seinem Hause hinsetzte, ohne den Bauern zu fragen, den Stuhl einfach weggezogen hatte. „Ün dunn sät de dicke Kirl up sin ‚sühste woll' un künn nich mihr hochkamen", pflegte Claus Harmsen immer zu sagen, wenn er die Geschichte erzählte.

Er war ins Gefängnis gegangen mit dem Bewußtsein, daß er Recht getan und dem Unrecht gewehrt hatte, denn „Unrecht schall de Minsch nich liden!" Ungebrochen war er auch wieder zurückgekehrt.

Seine Frau aber konnte das ihm zugefügte Unrecht nicht verwinden. Wenn man einen holsteinischen Bauern von seinem Hof weg in das Gefängnis holt, einen Bauern, der für sein Recht kämpft, ist das ein bitteres, schweres Unrecht, das eine Frau wohl in ihrem Glauben an die Gerechtigkeit in der Welt verzagen läßt.

Jetzt stehen sie an der hohen Scheune und sehen nach Hamburg hinüber. Die beiden ältesten Söhne tragen die braune Uniform und warten auf den Lastkraftwagen ihres Sturmes, der in Hamburg eingesetzt werden soll. Die Männer und Frauen stehen und sitzen auf den herausgetragenen Stühlen und sehen in die Weite.

Gesina Harmsen steht ganz vorn und ihre schon ein wenig grauen Haare wehen unter dem Kopftuch hervor. Sie spricht leise vor sich hin, ohne daß sie einer der Männer verstehen kann.

Langsam wendet sie sich um, sieht zu den Männern hinüber, der versponnene, ferne Zug steht in ihrem Gesicht: „Claus! Du mußt jetzt was tun. Nu kommt die schwerste Not dort drüben. Sie können nicht bestehen gegen die Kanonen und die Maschinen, Claus! All' das viele Unrecht, das geschehen ist, das wird jetzt an Deutschland heimgesucht! Hörst Du, wie das im Sturm heult und schreit — das sind all' die Vielen, die da umsonst fallen! Ich hör das mit einmal so deutlich, das ist wie das jüngste Gericht — oder nein, damit hat das nichts zu tun; das ist, wie wenn die See kommt oder die Toten kommen. Ich hör das und seh das so klar — der tote Mann ist da, die toten Götter. Ik heff de „Kreien" ni nich glöwt, nee, dat kümmt ut de Deep. Hürst Du? Da geht Dein Großvater im Sturm auf dem Deich, der will Dich rufen! Da kommen sie an, ich kann sie nicht zählen. Sieh mal, sieh! Tausende kommen dort — und doar, doar kümmt König Weking un dat doode Heer! Mann, Mann! Du müßt nu helpen! Ik hür dat in den Sturm — Dütsch-

kann is in Not — nu möt de Buer ran! Claus Harmsen! Gah, maak tau, alle Mann möt ran! Wenn de Franzos dörchkamt, dann sünd wi verlurn! Dat kann uns Ird nich drägen! Claus! Mann! Du kannst dat! Du mötst allens upropen!"

Die große Frau mit dem hellen Gesicht steht wie traumverloren, ein Leuchten scheint aus ihren hellgrauen Augen zu brechen.

Ihr Ruf versinkt in undeutlich gestammelten Worten, uralten, halbvergessenen, heimlich überlieferten . . . „Wold, Wold, Wold, Du büst nich barn und bliewst nich dood . . ."

Claus Harmsen legt ihr wie schützend den Arm um die Schulter, führt sie in die Döns, hebt sie auf und trägt sie auf seinen Armen zur Schlafstube.

Dumpf erzittert die Erde. Auf Hamburg fallen Granaten.

Die Männer und Frauen stehen in der Stube zusammen — als der große Bauer wieder eintritt, ist tiefes Schweigen.

Claus Harmsen geht einmal, zweimal die Döns auf und nieder, sieht sich lange, wie abwesend im Raum um, richtet sich mit einem Ruck auf.

Er spricht ganz ruhig, zu seinem vierzehnjährigen Jungen gewendet: „Krischan, lauf rüber zum Küster — laat Di de Slötels gäwen — ich laß ihm sagen, er soll Sturm läuten, ich schick noch ein paar Frauen, die mithelfen sollen. Dann setz Dich auf Dein Rad, fahr zu Peter Visser nach

Brahstedt — ich ließe sagen, sie sollten überall läuten, jedermann soll sein Jagdgewehr nehmen oder was er an Waffen hat. Wir marschieren nach Hamburg. Nach Dorfschaften geordnet! Wi künn uns Jungs bi de Reichswehr un de Frewilligen ni verlaten!

Peter, spann an, ik will rümfahren, de Landsturm möt upbaden warn!

Mit allens sünd se farig wurn, mit uns' paar Suldaten, mit uns' braven Jungs. Männer" — aus den Augen des Bauern glüht es — „Ihr wißt, ich habe Euch nie zu etwas Unrechtem aufgerufen. Ich bin für das Recht ins Gefängnis gegangen. An Deutschland und in Deutschland ist soviel Unrecht begangen, daran haben wir noch durch viele Menschenalter zu tragen. Jeder hat da mit schuld. Die in der Stadt und wir auch! Wir haben das Unrecht geduldet! Daß Deutschland so einen Frieden unterschrieb, das war das erste Unrecht.

Daß wir nicht alle Kraft zusammengefaßt haben, um das Unrecht zu beseitigen, sondern bloß immer davon geredet und gedacht haben, damit wäre es gut, das war das zweite Unrecht.

Daß wir all das viele Unrecht im Lande, all den Wucher und den Betrug, die Bestechung und das gebeugte Recht geduldet haben, daß da nicht das ganze Volk aufschrie, war das dritte Unrecht.

Daß wir über unser Land ein fremdes Recht und über unseren Seelen fremde Gedanken geduldet haben, das war das vierte Unrecht.

Daß wir geduldet haben, daß unser Brot verachtet, unser Landmann beraubt und betrogen wurde, war das fünfte Unrecht.

Daß wir ohne Waffen haben leben wollen und unsere Kinder schutzlos sein ließen, und viele heimlich dachten, das sei doch ganz gut so, dann brauchten sie nicht Soldat zu sein, das war das sechste Unrecht.

Daß wir geduldet haben, daß unsere braven, tapferen Jungen verfolgt wurden, daß man ihnen verboten hat, zusammenzuhalten und ihre Führer, die besten Männer Deutschlands, beschimpfen ließ, das war das siebente Unrecht.

Sieben Todsünden sind an unserem Volk begangen worden, und wir haben wohl darüber gescholten und haben auch mal gewählt, daß bessere Männer in die Volksvertretung kamen — aber gesühnt ist das viele Unrecht, und alles, was daraus wieder an Unrecht geschehen und gekommen ist, bis heutigen Tags noch nicht. Solange aber die vielen Jahre Unrecht und Schmutz und Lüge und Ehrlosigkeit nicht gesühnt sind, kann es nicht anders kommen, und darum ist jetzt unser Volk auf die Probe gestellt worden. Das Unrecht wird auch nicht gesühnt, wenn man nur die daran Schuldigen verurteilt — sondern die Anständigen und Sauberen, und die, die nichts Unrechtes angefaßt haben, die müssen nun dafür einstehen und müssen das für das Land und für unsere Kinder sühnen ..."

Claus Harmsen schwieg. Es ist ganz still in der alten Bauerndöns.

„Alles, was bisher geschehen, ist viel zu wenig gewesen. Das Volk selbst muß jetzt hinein und sein Land und seine Ehre schützen und das viele häßliche Unrecht, das geschehen und getan ist, ehrlich wieder auslöschen. Dann kommt auch ein neuer Morgen. Ich werde sie jetzt aufrufen von Dorf zu Dorf, und morgen früh steht der Bauer vor Hamburg! Da sind viele Tausende, die warten nur, daß einer das Zeichen gibt. Und das Zeichen will ich jetzt geben.

Hier aus Holstein ist schon einmal die deutsche Freiheit gekommen, und, wenn Gott will, können wir sie auch diesmal ein Stück vorwärts bringen. Dat is so, as dat is — Bauernhände müssen das Land frei machen, wie Bauernhände das Brot schaffen. Unsere Frauen wissen das immer am besten, und das ist ein schlechter Kerl, der das nicht verstehen kann. Das ist schon so in der ganz alten Zeit gewesen, daß aus einer klugen und reinen Frau uns' alter Herrgott, der über den Stürmen und über den Kriegen steht, der das Korn wachsen und gedeihen läßt, selber spricht . . .

Un nu los!"

Die Männer erinnern sich nicht, den großen, grauhaarigen Claus Harmsen jemals so lange sprechen gehört zu haben. Sie nicken und schweigen.

Claus Harmsen teilt ein: „Du führst na doarhen, Du na doarhen! Allens möt tosammenträden. De Buer marschiert up Hamburg!" — — —

In den frühen Morgenstunden läuft es wie Sturm über das niedersächsische Land. Von Dorf zu Dorf fangen in der tiefen Nacht, als Hamburg brennt, die Glocken an zu läuten,

hämmern, schwingen, heulen weithallend über die uralte, heilige Erde. Bei den Reichswehrlinien und Posten rings um Hamburg, bei den Freiwilligenabteilungen tauchen immer größere und größere Trupps auf, Gewehre geschultert, oft nur den schweren Knüppel, den Springstock, den „Klüverstaaken“ in der Hand.

Sie erhalten Gewehre, Patronen — von Berlin, von Kiel rollen Gewehrtransporte mit Schupomannschaften an, auf der dunklen Straße werden die Haufen eingeteilt und bewaffnet. Alte Offiziere, Landjäger, gediente Leute, Reichswehrsoldaten übernehmen die Führung.

Es ist kein Widerstand einzelner Gruppen und Verbände — das Volk selbst marschiert, schwer, ernsthaft, entschlossen. Ein bis dahin Unbekannter hat das Signal gegeben — und plötzlich ist all der häßliche Streit begraben, versunken, im Nichts zergangen. Die Streitigkeiten um Fahne und Farben sind vergessen, in einem einzigen festen Tritt rückt der Bauer auf Hamburg.

An den Straßen stehen im grauen Nebel Massen von Flüchtlingen. Einzelne lösen sich, reihen sich ein und verstärken den wuchtigen Marschtritt des zusammengerufenen Volksheeres. Keine Fahnen, keine Abzeichen trennen mehr, sie sind nicht mehr Wähler einer Partei, sondern Deutsche, nichts als Deutsche.

Als die Sonne glutrot und herrlich über dem Nebel aufgeht, halten die Bauern, nehmen die Mützen ab und sprechen ein leises Gebet zu dem Herrn über Recht und Unrecht, über Völkerwerden und -Vergehen und dann braust ein Lied auf,

das schon lange nicht mehr ein Lied einer Partei oder einer Gruppe ist, das sie alle kennen.

Die Füße treten taktmäßig und fest, und es klingt aus dem Haufen auf: „Die Fahne hoch ..."

Der Bauer marschiert auf Hamburg, der Arbeiter, der Gutsbesitzer, das ganze weite Land ringsum, soweit der Weckruf in der Nacht gedrungen ist, rückt auf Fahrrädern, zu Fuß, auf Wagen und Kraftwagen heran.

Willig lassen sie sich von den Reichswehroffizieren abzählen und einteilen, rücken in die Stellungen, wo die wenigen Reserven liegen, werden auf Glückstadt und Cuxhaven, auf Ritzebüttel und an die vielen zur Verteidigung bestimmten Punkte an der Elbe geleitet, Tausende, Zehntausende füllen die Reihen der Verteidiger auf.

Nicht mit Todesstrahlen oder elektrischen Wellen, sondern mit Menschen, mit lebenden, todesbereiten, ernsten deutschen Menschen, die ihr Land und ihre Ehre schützen und halten wollen, ist das deutsche Wunder geschehen.

Die Batterien der Elbeforts sind durch das schwere Geschützfeuer und die Bombentreffer fast zum Schweigen gebracht — um Hamburg aber steht ein eiserner Ring von Männern, der sich enger und enger pressen und den Feind zum Land hinaustreiben wird.

General v. Werdow steht langsam und übermüdet, mit grauem Gesicht auf, als der Standartenführer Bichlmair, auf einen Stock gestützt, hereinhumpelt. „Bichlmair, das ist das größte Wunder, das ich in meinem Leben gesehen habe!"

„Herr General — an das Wunder haben meine Kameraden und ich schon vor vielen Jahren geglaubt, als keiner daran glauben wollte, und darum ist es vielleicht möglich geworden. Viele, die das größte Verdienst darum haben, sind für diesen Glauben in den Tod gegangen.“

Der Sturm

Es ist 5 Uhr früh.

Das Schießen hat fast ganz aufgehört. Vereinzelt fallen noch Schüsse. Die Brandstätten qualmen; in St. Georg, am Bahnhof und an der Carolinenstraße, wo die schwersten Kämpfe gebrandet haben, ist das Bild der Verwüstung vollkommen. Ganze Häuserblocks sind durch die schweren Schiffsgeschosse zertrümmert, tiefe Löcher klaffen dort, wo die Bomben eingeschlagen sind. Der Bahnhof ist gegen Morgen völlig in sich zusammengestürzt, nur einige Stahlgerüste ragen kahl zum Himmel. In der Altstadt sind viele Straßen durch niedergebrochene Trümmer versperrt — teilweise nicht mehr zu erkennen.

Im Allgemeinen Krankenhaus, daß auf beiden Seiten als neutrales Gebiet behandelt worden ist, brennt in den Operationszimmern Licht. Die Ärzte arbeiten fieberhaft.

Draußen in Wandsbeck, in Harvestehude und Lockstedt sind die Wohnungen von Flüchtlingen überfüllt. Sie schlafen auf den Tischen, am Boden, überall, wo sich noch ein Platz gefunden hat, in totenähnlicher Erschöpfung.

Am Hafen und am Rathaus sammeln die Franzosen ihre Versprengten, die einzeln und in Trupps zu zweien, dreien und vieren ankommen. Immer wieder locken die Clairons zum Sammeln, schrill, langgezogen. Ganze Züge sind vermißt, irgendwo hängen geblieben, vielleicht verbarrikadiert und von Deutschen eingeschlossen.

Stoßpatrouillen suchen die Lage der Abgeschnittenen festzustellen.

An der Nikolaikirche krachen Salven. Die nicht der deutschen Reichswehr und Polizei angehörenden Gefangenen, die auf Befehl des kommandierenden Admirals als Nichtsoldaten zu behandeln sind, werden ohne weiteres Verfahren erschossen.

Die Erbitterung der französischen Seesoldaten über den hartnäckigen Widerstand ist grenzenlos, ihre Stimmung ist infolge der eigenen Verluste gesunken. Die Reserven sind stark verbraucht und die Mißstimmung über Schonung des einzigen rein französischen Seebataillons — die anderen haben über die Hälfte flämische und bretonische Mannschaften — breitet sich aus. Der Abmarsch der Panzerschiffe, die gegen die Küstenforts an der Unterelbe eingesetzt werden müssen, das spürbare Eintreffen deutscher Verstärkungen, haben die Stimmung beeinflußt.

Auf dem Kreuzer „Primauguet", der im Hafen mit dem „Altair" und einer Anzahl Torpedoboote liegen geblieben ist — alle anderen Einheiten haben den Kampf abgebrochen und dampfen in voller Fahrt elbeabwärts — führen die Matrosen Befehle nur nachlässig aus und rotten sich zusammen.

Kapitän und Erster Offizier sprechen kurz miteinander.

Die Mannschaft setzt sich fast nur aus Bretonen, Flamen und Elsässern zusammen. Sie fühlen sich von der übrigen Flotte auf verlorenem Posten gelassen. Die Verwundeten, die an Bord genommen sind, meist Leute des Brester See-

bataillons, schildern alle Einzelheiten der nächtlichen, bei dem starken deutschen Widerstand oft grauenhaften Straßen- und Häuserkämpfe.

Der Zweite Offizier entdeckt plötzlich am Schornstein, in völlig unorthographischem Französisch geschrieben:

„Zu der Schlachtbank nur geführt,
Wie die Ratten massakriert —
Ah, wie wird Paris sich freuen!"

„Abwischen, Mann!" Er winkt einem Matrosen.

„Los, abwischen!"

„Nein, die Franzosen sollen auch ins Feuer! Wir haben genug Opfer gebracht!"

„Was heißt das! Ich lasse Sie verhaften! Tun Sie, was ich befehle!"

Die Kommandostimme lockt die Matrosen heran, die den Offizier umringen, sich anstoßen, leise lachen.

„Unteroffizier! Nehmen Sie den Mann fest!"

Der altgediente Seemann sieht den Leutnant offen an und sagt ruhig: „Im Weltkriege kamen in Frankreich auf 28 Menschen ein Toter, in der Bretagne auf 14 einer! Wir haben uns stets opfern dürfen — dafür wurde unser Glauben verhöhnt, unsere Kinder in der Schule bestraft, wenn sie ihre Muttersprache brauchten, unser Stamm von zwei Millionen Menschen behandelt wie die Berber oder Marokkaner! Was da steht, ist richtig und soll stehenbleiben! Wir wollen mit diesem aus Geldinteressen geführten Krieg nichts zu tun haben!"

„Sind Sie wahnsinnig, Unteroffizier?"

Die Matrosen drängen näher, einer faßt den Leutnant, der nach seinem Dolch greifen will und verhindert ihn, seine Waffe zu ziehen.

Der Unteroffizier wendet sich beruhigend zu den Leuten, die sich immer mehr ansammeln.

Der Matrose, der den Befehl verweigert hat, stellt sich vor den Leutnant.

Einige Leute versuchen die Internationale zu singen.

„Debout, les damnés de la terre,
Debout les forçats de la faim . . .!"

„Ruhe", brüllen mehrere — „Internationale ist Schwindel! Heut geht es gegen die Pariser Haifische!"

„Jawohl, Herr Leutnant, für die Freiheit der kleinen Nationen! Für das Selbstbestimmungsrecht der Völker! Auch in Frankreich!"

Das halbe Vorderdeck steht voll. Die Heizer verlassen die Maschinenräume und kommen an Deck.

Einer stimmt an, die anderen fallen ein:

„Er re go hag er merc' hed hag er botred vihan . . .
Er chouanted zou tud vad, hi zou gwir grechenion. . ."

Das verbotene Lied der Chouans, der bretonischen Bauern, aus der Zeit der Vendeekriege! Über die „Primauguet" klingt das keltische Kampflied:

„Ihr Alten, Ihr Frauen und Kinder
Betet leise den Rosenkranz,

Für die Verfolgten der Heimat
Für die armen, getreuen Chouans!"

Frankreichs Irredenta ist wach geworden! Lange genug war von der Freiheit der nationalen Minderheiten geredet und gepredigt worden — sie blieben unterdrückt.

Um 5 Uhr 45 ist die „Primauguet" in der Hand der meuternden bretonischen Matrosen, die an ihren Geschütztürmen stehen. Die Offiziere und der Kapitän sind festgesetzt, ein paar Franzosen, Ingenieure, Oberheizer und Maaten sind auch eingesperrt. Die „Primauguet" wird nicht mehr feuern.

Drei Torpedoboote legen sich längsseit und verhindern ein Ausbooten der meuternden Mannschaften.

Funksprüche werden mit dem Flaggschiff „Courbet" gewechselt.

Es ist 6 Uhr. Die Sonne hat den Nebel zerteilt. Die deutschen Küstenbefestigungen stehen im heftigen Feuerkampf mit der französischen Flotte.

Es ist schwer, gegen die Schiffsartillerie und die Fliegerbomben anzukämpfen — einzelne Forts sind bereits ausgefallen, die riesigen Brisanzbomben haben die Betonblöcke entweder zerschmettert oder einfach umgedreht — trotzdem feuern einzelne Batterien noch.

Vier französische Torpedoboote sind durch Feuerüberfall zum Sinken gebracht, „Aldebaran" wird mit schwerer Schlagseite nach Helgoland abgeschleppt, da auch Cuxhaven von starken deutschen Landkräften angegriffen wird.

In Glückstadt haben die Franzosen das dort gelandete

Seebataillon wieder an Bord genommen, vergebens versucht, an den gesunkenen „Régulus“, dessen Besatzung ebenfalls an Bord der Transporter übergeholt wird, heranzukommen. Der Koloß liegt bereits so tief, daß alle Versuche, ihn zu heben, wochenlange Arbeit erfordern würden. Das Wrack wird deshalb gesprengt, um es den Deutschen nicht in die Hände fallen zu lassen. Das Seebataillon wird zur Verstärkung nach Hamburg transportiert, begleitet von zwei Torpedobooten, da nun von vielen Deichen aus ein wohlgezieltes Feuer aus Gewehren und Maschinengewehren auf die vorüberfahrenden französischen Schiffe unterhalten wird. Nachdem die Franzosen Glückstadt geräumt haben, wird es von den deutschen Abteilungen besetzt.

Die Lage der Franzosen wird durch das Aufflammen des Widerstandes beiderseits der Elbe auch in Hamburg immer unsicherer.

Zwar vermögen die Flotte und vor allem die Bombenflieger, denen die Deutschen keine wirksame Abwehr entgegensetzen können, die alten Elbeforts niederzukämpfen und den Rückweg freizumachen, aber schon häufen sich die beunruhigenden Nachrichten.

Das deutsche Ostseegeschwader soll im Anmarsch sein, Aufklärer wollen es auf der Höhe von Skagens-Horn gesichtet haben.

In dem gutliegenden Sperrfeuer bleiben die sich vorarbeitenden Linien der deutschen Angreifer vor Cuxhaven immer wieder liegen — gegen ihre Massen wird die französische Kampfkraft die Stadt aber nicht halten können.

Deutschland wehrt sich! Trotz unterlegener Bewaffnung mit dem Mut des unterdrückten Volkes, das seine Befreiung erzwingen will. Die französische Polizeiaktion ist zu einem schwierigen Krieg, weit entfernt von der Marinebasis an der nordfranzösischen Küste geworden. In Hamburg selbst ist eine furchtbare Verwüstung angerichtet. Die Moral der Besatzungen hat, wie die Meuterei der „Primauguet“ zeigt, gelitten. Wie, wenn das schwelende Feuer der Unruhe auch die anderen Schiffe ergreift? Die Verluste durch das Feuer der deutschen Küstenbefestigungen sind verhältnismäßig schwer gewesen.

Jagdflugzeuge, die bis nach Lüneburg hinunter und bis Lübeck im Morgengrauen aufgeklärt haben, haben von überall starke Bewegung auf den Straßen gemeldet, haben zahlreiche Transporte und motorisierte Abteilungen beobachtet. So leicht es an sich wäre, mit genügenden Kräften diesen Volksaufstand auseinanderzutreiben — mit den wenigen Seebataillonen, die außerhalb des Bereiches der Schiffsgeschütze nur auf die Fliegerunterstützung angewiesen sind, ist ein weiteres Vorstoßen im Umkreis von Hamburg nicht möglich. Durch einen starken Feuergürtel um die deutschen Verteidigungsstellungen in Hamburg selbst wäre noch ein moralischer Erfolg zu erringen, die Deutschen könnten gezwungen werden, die Trümmer der zusammengeschossenen Stadtteile zu räumen — praktisch würde damit lediglich eine Rückverlegung der deutschen Stellungen erreicht werden. Es müßten mehrere Divisionen Landtruppen als Verstärkungen angefordert werden — das war bei dem

Handstreich, wie er ursprünglich geplant war, nicht vorgesehen.

Ein Funkspruch des „Altair“ enthebt den Admiral seiner Überlegungen. „Die Deutschen greifen an!“ Von der Altstadt auf der einen Seite, von der Sternschanze auf der anderen Seite, arbeiten sich einzelne deutsche Abteilungen, oft nur Stoßtrupps, heran. Sie versuchen bewußt, so nahe an die französischen Seesoldaten heranzukommen, daß die Schiffsgeschütze nicht feuern können, ohne die eigenen Seesoldaten zu gefährden. —

Unter Führung des Flaggschiffs „Courbet“ dampft die ganze Flotte, ihre Transporter aufnehmend, elbaufwärts auf Hamburg zu und hält die Bauerntrupps am Ufer unter Feuer.

Gegen 7 Uhr etwa ist der verbissene Straßenkampf in Hamburg wieder im Gange. Die Deutschen sind durch die Nachtkämpfe geschwächt, ihre massenhaft auftretenden neuen Verbände sind ungeschult — im Nahkampf nur mit Revolver, Gewehr, Maschinengewehr und Handgranate aber stehen sie ihren Mann.

In den Höfen der Häuser, bei Umgehungsversuchen kleinster Gruppen durch das Häusergewirr, bei dem verbissenen Ringen der Dachschützen aber, dicht an den französischen Abteilungen, teilweise in ihrem Rücken auftauchend, gelingt es ihnen ständig, weitere Teilerfolge zu erzielen. Die Bomber belegen den Bahnhof Sternschanze mit Brisanzbomben — aber der moralische Eindruck ist geringer. Das hilflose Schie-

ßen nach den Fliegern, das die deutschen Widerstandsnester verriet, hat aufgehört, das Gefecht löst sich in Kämpfe kleinster Gruppen auf.

Nach dem verlustreichen Kampf der Nacht ist die Führung des deutschen Widerstandes zäher, einheitlicher und vorsichtiger geworden. Noch einmal glückt es den Franzosen, den Stadtteil Veddel völlig in die Hand zu bekommen, von wo aus die Deutschen versucht haben, auf die Werftanlage vorzustoßen, aber zwei Kompagnien, die vom Oberhafen und vom Hauptbahnhof konzentrisch vorgehend die Amsinck- und Banksstraße entlangrücken, müssen sich gegen dauernde Angriffe von Dachschützen wehren, verlieren beim Kampf um die verbarrikadierten Häuser viel von ihrem Mannschaftsbestande, werden an der Ernststraße und am Deichhafen trotz der Feuerunterstützung durch ein Torpedoboot angegriffen und in Auflösung zurückgetrieben. Wegen der Erschießung der Freiwilligen geben die Deutschen keinen Pardon mehr.

Hamburg ist ein Hexenkessel des Partisanenkrieges geworden. Die kleinen deutschen Widerstandsnester lauern überall, haben eine raffinierte und wirksame Technik des Überfalls ausgebildet. Der am Morgen begonnene Vorstoß der Franzosen, der Hamburg endgültig von seinen Verteidigern säubern sollte, ist gegen 9 Uhr überall ins Stocken geraten, ja teilweise bereits zu einer Verteidigung gegen die immer zäher, immer listenreicher durchgeführten Überfälle der Deutschen geworden. Dazu ist in allen von den Franzosen besetzten Stadtteilen das Wasser abgesperrt — mühsam muß die

Truppe sich das brackige Wasser aus einigen alten, halbvergessenen Brunnen schöpfen.

Gegen 10 Uhr drahtet Admiral de Rochambeau nach Paris, er benötige mindestens 20 000 Mann Landtruppen, zöge seine Seesoldaten in das am Abend bereits besetzte Stadtgebiet zurück.

Das böse Beispiel der „Primauguet", die man durch Torpedoboote isoliert hält, macht langsam Schule. Am Zentralschlachthof ergibt sich ein Zug Seesoldaten, mühsam machen die Leute dem Reichswehroffizier klar, daß sie „Bretoned" (Bretagner) wären, und keine Franzosen.

Der Leutnant hat noch nie etwas davon gehört, daß Frankreich ein Land großer nationaler Minderheiten ohne jedes Minderheitenrecht ist, betrachtet die Burschen mißtrauisch. Er läßt sie nach hinten transportieren, immer noch verwundert über dieses eigenartige Phänomen, das „Franzosen" gar keine Franzosen sein wollen. Als ihm gar ein blonder Junge in der französischen Seesoldaten-Uniform erklärt: „Wij zijn dietsch, mijn vriend en ik", erinnert er sich daran, daß es wohl in Belgien Flamen gäbe; daß aber Frankreich eine starke, kulturell und politisch niedergehaltene Flamenbevölkerung hat, ist ihm nicht bekannt.

Die Franzosen kommen nicht vorwärts. Ihr großangelegter Angriff ist an dem zähen Widerstand auf deutscher Seite trotz einzelner anfänglicher Teilerfolge erlahmt. Das deutsche Volk wehrt sich.

Unterdessen lassen die Franzosen die beschlagnahmten Han-

delsschiffe unter Bedeckung elbabwärts gehen. In ohnmächtiger Wut sehen die Deutschen, wie ihnen die mühsam unter so vielen Opfern nach dem Kriege wieder erbauten Schiffe weggenommen werden. — Gegen die Beschlagnahme ihrer Schiffe in den Häfen sind sie wehrlos. Auch die riesigen Schwimmdocks werden mit Hilfe von Pioniertruppen losgemacht, in Bewegung gesetzt und an den dünnen Linien und M.-G.-Nestern der Deutschen auf den Elbufern vorbei abgeschleppt — nicht einmal durch Feuer auf den frechen Räuber können sie sich rächen, um nicht den Schiffsgeschützen, die sofort ihr Feuer auf größere deutsche Abteilungen konzentrieren würden, ihre Lage zu verraten.

Der Admiral fordert von Paris Unterstützung. Die Nachrichten von dort sind beunruhigend.

Der Überfall auf Hamburg hätte ohne die Gegenwehr der Deutschen kaum irgend eine Intervention anderer Mächte wachgerufen. Man hatte in ihm den Anfang der zweiten Teilung Deutschlands zu sehen gemeint, die nach der ersten Teilung im Jahre 1919 in Versailles bei der Schwäche des deutschen Staates aller geschichtlichen Erfahrung nach nur eine Frage der Zeit sein konnte. Für diesen Fall war bei Gelingen des französischen Vorstoßes die Forderung von Kompensationen auch seitens anderer Mächte zu erwarten. Schon waren bewaffnete polnische Banden in Deutsch-Oberschlesien aufgetaucht, war es auch dort zu Zusammenstößen gekommen.

Die englische Presse hatte den französischen Überfall zwar

in großer Aufmachung gebracht, war aber außerordentlich zurückhaltend in ihrem Urteil gewesen, auch die italienische Presse hatte zwar nicht mit Sympathie für Deutschland gekargt, aber doch durchaus sich von einer offen feindseligen Haltung gegen Frankreich ferngehalten.

Die Haltung der Morgenpresse war völlig umgeschlagen. Der unerwartete Widerstand der Deutschen, die immer stärker werdende Gewißheit, daß das deutsche Volk, geführt von seiner radikalen, kämpferischen Jugend, dem Einbruch einen verzweifelten Widerstand entgegensetzte, daß die Lage der französischen Landungstruppen, ja sogar der Flotte wenig günstig war, ließ die anderen Großmächte aufhorchen.

Die britische Regierung und die Regierung des Königreichs Italien forderten telegraphisch einen Zusammentritt des Völkerbundsrates. Britische Schlachtschiffgeschwader manövrierten an der Doggerbank.

„Times", die jahrelang eine franzosenfreundliche Politik verfolgt hatten, schrieben: „Niemand hat das Recht, seinen Schuldner, der wahrscheinlich bereits mehr geleistet hat, als ihm je zu erfüllen obliegen konnte, deswegen umzubringen. Der brutale Vorstoß der französischen Flotte auf Hamburg, dem bedauerlicherweise sogar britische Staatsbürger zum Opfer gefallen sind, ist ein Attentat auf die Grundlagen der menschlichen Gemeinschaft auf dieser Erde, eine plumpe Wiederholung des verbrecherischen Ruhreinfalles."

„Daily Telegraph" brachte die von einer gut geleiteten, unter Führung der deutschen Befreiungsbewegung stehenden Propagandazentrale hinübergefunkten ersten Bildbe-

richte: junge Freiwillige mit schrecklich verzerrten Gesichtern, die am Giftgas erstickt waren. Darunter die Unterschrift: „Diese armen Jungen mußten sterben, weil das deutsche Volk keine Abwehr gegen Luftangriffe haben darf". Ein kleines achtjähriges Mädchen, das von einer französischen Maschinengewehrgarbe am Dammtor zersiebt war, wurde als „Ein Opfer der französischen Geldgier!" abgebildet.

Das englische Volk wachte auf! Plötzlich erschienen Plakate auf den Straßen Londons, die das Bild führender französischer Politiker zeigten: „Die Schuldigen!"

Im Unterhaus wurde die Regierung interpelliert; das ehrenwerte Mitglied für Norwich richtete an den ersten Lord der Admiralität die Anfrage, ob das internationale Seerecht noch in Geltung sei, und wenn ja, warum die französische Flotte vor Hamburg nicht von Sr. Britischen Majestät Schiffe als Piratenflotte aufgebracht worden sei.

Der deutsche Widerstand hatte die auch bei der fascistischen Führung Italiens durch die jahrelange Haltlosigkeit der deutschen Politik weitverbreitete Auffassung von der Unmännlichkeit der deutschen Massen, von ihrer Phrasenhaftigkeit, die vor einem ernsten Angriff zurückweichen würde, stark erschüttert. Die deutschen Freiwilligen, die Volksaufgebote, die wenigen Reichswehrtruppen, die Übermenschliches geleistet hatten, überzeugten die Italiener vom Wert eines deutschen Bundesgenossen.

„Corriere della Sera", ein nichtfascistisches Blatt schrieb: „Der Heroismus der deutschen Freiwilligen, die Brutalität und innere Feigheit des französischen Angriffs, die Hem-

mungslosigkeit der französischen öffentlichen Meinung, die Tatsache, daß das deutsche Volk seinen Lebenswillen unter Beweis gestellt hat, veranlassen Italien als Garanten der menschlichen Bildung, als Vorkämpfer einer besseren Ordnung, ein Wort des Friedens zu sprechen. Der Angriff auf Deutschland, die bedrohlichen Truppenzusammenziehungen an der Rheingrenze machen es Italien unmöglich, ohne Sicherungen für seine Lebensinteressen die Entwicklung weitertreiben zu lassen ..."

In Rom, in Mailand, in Turin demonstrierten die Massen — vor dem französischen Konsulat in Venedig kam es zu Zwischenfällen — nur die starre Disziplin der fascistischen Verbände verhinderte Angriffe auf das Konsulat.

Die russische Presse war nervös. „Prawda" schrieb: „Der imperialistische Angriff der französischen blutbefleckten Bourgeoisregierung, das Säbelrasseln der polnischen Pane, die durch Niederzwingung Deutschlands vorbereitete Intervention gegen die Sowjetunion erfordern ernsteste Aufmerksamkeit". Fliegerbrigaden aus Moskau und den inneren Teilen der Union tauchen in Polozk, in Smolensk, überall an der polnischen Grenze auf. Vorsichtig drückte sich die russische Presse um die Tatsache herum, daß kommunistische Bewegungen bei dem Widerstand in Hamburg überhaupt nicht aufgetreten waren, daß vielmehr Tausende von kommunistisch gesinnten Arbeitern bei dem Widerstand mitgekämpft, ihrer intellektuellen Führung aus der Hand geglitten waren.

„Krasnaja Swjesda", das Blatt der Roten Armee,

schrieb sogar offen, daß ein radikal nationalistisches Land, wie die moderne Türkei, seit Jahren in den besten Verhältnissen zur Sowjetunion stände, daß auch in Italien bei allen Gegensätzen der inneren Führung und Verwaltung, die Sowjetunion nicht immer einen Gegner gehabt habe und daß ein machtvolles Deutschland, wenn es nun eben nicht kommunistisch werden wolle, für Rußland immer noch einem wehrlosen Glacis für eine französische bourgeoise Interventionsarmee vorzuziehen sei."

Der Artikel wurde im letzten Augenblick gesetzt — mit stillem Humor konnten die Drucker feststellen, wie der Genosse Chefredakteur einen bereits fertigen Satz wieder auseinander genommen hatte, der die Aufschrift getragen hatte: „Weltblamage der deutschen Faschisten!" „Die Maulhelden wagen keinen Widerstand gegen die französischen Raubschiffe." „Heimliches Einverständnis der braunen Banden mit Frankreich!"

Der Satz war überholt — Deutschland wehrte sich. Der außenpolitische Druck auf die Franzosen stieg von Stunde zu Stunde.

Gegen 2 Uhr nachmittags bekam Admiral Marquis de Rochambeau Rückmarschbefehl . . .

Durch Deutschland brausen die Wogen der Volkserhebung. Zu Hunderttausenden stehen die Massen an den Kasernen. Die Straßen sind schwarz von Menschen — der Bauer marschiert in die Städte. Auf den Fabriken werden

die Banner der Freiheit hochgezogen — im Sturmschritt der großen Befreiung marschiert ein Volk, ein Herz und ein Mann. Nach dem jahrelangen Ringen um die große Wiedererweckung der Volksseele war Deutschland erwacht.

Deutschland fordert Waffen!

Die Franzosen ziehen ab!

Die Gefahr des Weltkonfliktes ist zu groß geworden, jede Stunde kann Verwicklungen mit Italien, mit England bringen. Das französische Landheer steht in seinen gewaltigen Befestigungen, wartet auf den Befehl zum Vorstoß, lauert darauf, mit Flugzeuggeschwadern und Tanks, mit Kavalleriemassen und motorisierter Infanterie in Westdeutschland einzubrechen. Es wartet, aber es hält sich zurück. Wird nicht zugleich der Kampf an der Alpengrenze aufflammen, an der Küste des Kanals, in den Kolonien ...

Deutschland wehrt sich! Die Provinzen brennen!

Schlesien ist ein Meer der nationalen Erhebung — die endlosen Kolonnen der Freiwilligen marschieren auf allen Straßen an die gefährdete Grenze gegen Polen.

In Berlin ist ein plötzlicher Umschwung eingetreten, eine neue Regierung der nationalen Verteidigung ist gebildet, Hakenkreuzfahnen wehen über der „Weltstadt", die wieder anfängt, zur deutschen Reichshauptstadt zu werden.

Eiligst schiffen die Franzosen ihre Truppen ein — überall stoßen die Reichswehr und die hereingeströmten Freiwilligenaufgebote nach.

An der Nikolaikirche entspinnt sich ein letztes wütendes Handgemenge mit einem abziehenden Seebataillon.

Um den Rückzug der Truppen zu decken, läßt der Admiral

noch einmal, schon im Abmarsch der Flotte, die nachdrängenden Deutschen durch das Feuer seiner Geschütze, das auf die Neustadt und St. Pauli konzentriert wird, zurücktreiben.

Granate auf Granate haut in die Reeperbahn, steil steigen die Flammen aus den alten, häßlichen Häusern.

Im Laufschritt gewinnen die französischen Seesoldaten, immer wieder angegriffen, ihre Transporter, hinter ihnen lodern die in Brand geschossenen Straßenzeilen auf.

Am Versmann-Kai werfen sich, im ersten Anprall die Sperrketten durchbrechend, die Freiwilligen auf die zurückgehenden Franzosen. Ein kurzes, hartes Ringen, dann dreht der Transporter ab, eine große Anzahl Seesoldaten am Ufer zurücklassend. Tollkühne Burschen hatten versucht, über die Landungsstege auf den Dampfer vorzudringen, den Transporter zu stürmen.

Die Granaten der abziehenden Flotte schlagen in die Speicher und Landungskais, auf Kranhöft stürzt der gewaltige Kran, wie von einer Riesenfaust gepackt, in den Hafen . . . Der Wind kommt weither vom Meer, der wilde Nordseewind, greift in die brennenden Häuser, treibt die Lohe zum Himmel. Schwarz steigen die Rauchsäulen empor, verschlingen sich zu spukhaften Gestalten, werden vom Wind getrieben, durch die Straßen gewirbelt —

Da — aus dem Rauch, über dem Brand und Qualm der kämpfenden Stadt erhebt sich riesig, das Trümmerfeld weit überschauend, wie ein ewiges Wahrzeichen, die Bildsäule . . . Bismarck!

Um ihn herum schlagen die Granaten ein, zerwühlen den

Boden, wie Wunden der Erde springen Trichter auf — unerschüttert steht das Bild des Alten aus dem Sachsenwalde hoch über der brennenden Stadt. Keine Granate vermag es zu berühren. Er steht — Bismarck! — scheint noch zu wachsen, groß und fern zu werden.

Die Schiffe drehen ab, schwarzer Rauch steigt aus den Schornsteinen, in Kiellinie, dem „Courbet" folgend, ziehen die Panzerschiffe ab, — als Bedeckung der Transporter folgen die Kreuzer, vorauf und als Nachhut die Torpedoboote.

Einige letzte Granaten fliegen nach Altona, treffen die roten Häuser von Finkenwärder . . .

Durch Hamburg braust ein Ruf, jubelnd, von Straße zu Straße sich fortpflanzend — die Verwundeten auf dem Pflaster stimmen mit ein, die Soldaten und Freiwilligen in den Bodenräumen und Kellern, an den Maschinengewehren und den wenigen Geschützen, die Menschen, die in der Untergrundbahn Schutz gesucht, die in den Kellern und Verstecken, vom Grauen des jagenden Todes gekrümmt, gesessen haben, die Flüchtlinge draußen vor der Stadt — sie alle stimmen mit ein. Einen Augenblick ruht der Kampf, ruht die Abwehr des Feuers, heben sich Hunderttausende von Armen zum Himmel, jubelt ein einziger Schrei —

Umtost vom Jubel der tapferen zusammengeschossenen Verteidiger steht das Bild des Recken der niedersächsischen Erde. Der Handel ist tot — die Kontore brennen — Hamburg scheint eine große Brandstätte — der Rauch steigt auf

wie ein Gebet — aber Bismarcks Bild steht, und sein Volk steht.

In dieser Stunde macht der Sturmführer Hergesell eine Entdeckung, machen sie mit ihm Tausende tapferer Burschen. Hergesell schließt seine festen Fäuste um das Maschinengewehr, befühlt es, das so lange verborgene, wie ein Kleinod, wie einen plötzlich entdeckten Schatz. Er hat eine Waffe! Die Zeit der Wehrlosigkeit ist vorbei! Die Zeit, da die deutsche Jugend jedem feindlichen Angriff, jeder tyrannischen Mißhandlung gegenüber kein Mittel des Widerstandes besitzen durfte, ist vorüber! Die Zehntausende Freiwilliger, die Bauernwehren, die nun frei im Licht des Tages die Waffen tragen, die man ihnen gegeben hat, spüren plötzlich, daß sich etwas grundlegend geändert hat in Deutschland. Sie sind wehrhafte Männer geworden.

Da steht ein Mann, der über den Wunsch der Jugend nach Wehr und Ehr überlegen die Achseln gezuckt hatte, und hält das Gewehr eines toten Freiwilligen, mit dem dieser gegen den Landesfeind gekämpft hat, in plötzlichem Schreck umklammert, gepackt von dem Gedanken, ihm könnte jemals irgendeine Gewalt dieses Ehrenzeichen der Volksfreiheit wieder nehmen.

Waffen! Alle Schwäche, der Traum eines ewigen Völkerfriedens ist verschwunden, vergangen, verbrannt im Flammenmeer der brennenden Stadt. Das Volk hat Waffen!

Sie arbeiten an den Brandstätten, sie schleppen die Ver-

wundeten in die Autos, sie marschieren in ihre Quartiere, sie sind nicht mehr wehrlos! —

Am Bismarckdenkmal steht der General, stehen der große, alte Bauer Harmsen, steht Bichlmair, stehen Freiwillige und Soldaten, Arbeiter, Frauen, Verwundete mit den blutigen Binden um die Köpfe. Der General steigt auf eine Stufe:

„... Die neue Regierung Deutschlands, zu der wir uns bekennen, die Regierung der nationalen Verteidigung, hat sich gebildet. Wir alle haben uns ihr unterstellt. In ihrem Auftrage spricht Kamerad Bichlmair zu Ihnen!"

Bichlmair tritt neben den General und hebt kurz den Arm. „Befehl des Führers! Deutschland ist widerrechtlich angegriffen worden. Wir können auf fremde Hilfe nur dann rechnen, wenn wir selbst wehrhaft sind. Hamburg wäre nicht dieser entsetzlichen Verwüstung anheimgefallen, wenn das deutsche Volk seine Küsten und sein Land hätte wirksam schützen können. Wir wollen niemand einen Krieg aufzwingen, aber wir wollen unser Land schützen und sichern können. Ein wehrloses Volk ist ein ehrloses Volk, ein wehrhaftes Volk ist ein ehrenhaftes Volk! Da niemand in der Welt abgerüstet hat, wir dagegen im tiefen Frieden überfallen worden sind, rüsten wir jetzt auf. Nicht nur mit Gewehren und Maschinengewehren, sondern mit Tanks und schweren Geschützen, mit Gaswaffe und Flugzeugen! Mit einer deutschen Flotte!" ...

Brausende Rufe branden um das Denkmal.

„Wir fragen nicht, was kostet unsere Rüstung? — wir fragen: was kostet uns unsere Wehrlosigkeit?

Die toten Werften werden arbeiten — sie stellen die U-Boote und die Panzerschiffe, die Kreuzer und die Flugzeugmutterschiffe für Deutschland her. Zwei Jahrgänge, die 20- und 21jährigen, sind zu den Fahnen einberufen und werden aktiv dienen. Acht weitere Jahrgänge werden ausgebildet, solange der Kampf mit Frankreich nicht beendigt ist. Deutschland erhält ein Volksheer — nur mit ihm werden wir eine Nation sein können, die ihre Ehre und ihre kommende Generation zu schützen vermag. Für Hamburgs und Deutschlands Seegeltung! . . .“

Der Jubel braust immer wieder hoch. Durch Rauch und Qualm bricht ein Sonnenstrahl und trifft das Haupt des Eisernen Kanzlers. Seine Lippen scheinen das Wort zu wiederholen:

„Ein Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo!“

Es ist, als ob er den wieder wachgewordenen Willen zur Waffe, zu Ehr und Wehr schirmen wolle vor allen Gefahren— hell liegt der Sonnenkranz um das Haupt des alten Recken — und um ihn klingt das Lied der treuen, in der Verfolgung gehärteten, deutschen Jugend in Waffen: „Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen . . .“

An der Nikolaikirche, wo die Franzosen Gefangene in braunen Uniformen als Freischärler erschossen haben, geht

ein Posten auf und ab. Einige Arbeiter haben den toten Uhlmann herübergetragen von der Stelle, wo sein Herz stillstand, als es Deutschland wiederfand. Eine stille Frau ist mitgegangen. Wortlos tritt der Posten ins Gewehr. Vielleicht sind er und der Tote, den sie dort bringen, einmal Gegner im Leben gewesen. Die weißhaarige Frau mit den ruhigen, blauen Augen bleibt neben dem Toten stehen. Der Junge in der braunen Uniform präsentiert sein Gewehr vor der deutschen Frau und Mutter, deren Mann auch für Deutschland gestorben ist, für das Deutschland, das er schon immer in seinem Herzen gesucht hat ...

Bis zu ihnen herüber klingt vom Winde getragen das Lied, über Brandstätten und Tod hinweg: ... „Die Reihen fest geschlossen ..."

Ein Strahl der Sonne, die das Bismarckdenkmal umhüllt, fällt an die Kirchenecke und erleuchtet die stillen Gesichter der toten Kameraden. Die alte Frau nimmt einige Blumen von dem einfachen Strauß, den sie ihrem toten Mann mitgeben will und legt sie einzeln und fast scheu den Erschossenen auf die Brust ...

Leise verklingt es ... „marschieren im Geist in unseren Reihen mit ..."

Elbabwärts dampft die französische Flotte davon.

Die Flammen von Hamburg leuchten über Deutschland, weither, wie das Feuer der Sonnenwende.

Claus Harmsen steht auf dem Allwördener Deich und blickt

über die See. Aus den Tiefen der See kommen, da der Abend sich senkt, mit dem Sturm die Geister der Toten vom Skagerrak, von der Doggerbank, von Falkland — sie treffen sich über Hamburg, der nordischen, ehrenfesten Stadt. Sie steigen aus den smaragdgrünen Tiefen der See, sie kommen von jener fernen Grabstätte, wo der Dichter Gorch Fock begraben liegt, sie ringen sich empor aus dem Sande, aus den vermoderten, vergessenen Hansakoggen und singen im Winde das Lied von der See, unserer Väter See.

Der Bauer, der das Landvolk zur Erhebung aufrief, lauscht hinaus — es ist, als ob die Schiffsglocken tief im Grunde wieder klingen, als ob mit den Toten ihr Kämpfertum und Heldentum wieder aufsteigt, ihre Liebe zur Freiheit, ihre Liebe zur See, ihre tiefe Liebe zu Deutschland. Über dem toten Land auf dem Grunde der Nordsee erhebt sich das Bild von Jahrhunderte alter deutscher Seegeltung, deutscher Wehrgeltung. — Der Bauer sieht in die Weite, über den Deich, der immer dunkler von den steigenden Nebeln eingehüllt wird, er lauscht dem Lied der See ... Beide sind immer dagewesen — der Bauer und die ewige See, sind sich fremd und nah zugleich gewesen, verwandt seit Jahrtausenden. Keiner kann bestehen ohne den anderen. —

Der alte Bauer mit den grauen Haaren, den großen, seehellen blauen Augen steigt langsam vom Deich — wenn die Not am höchsten ist, wird der deutsche Bauer da sein, wird dafür sorgen, daß der rechte Mann in Deutschland die Zügel in die Hand nimmt, und daß beiden ihr Recht wird — dem Volk und der See.

Fern, in dunklem Qualm brennt Hamburg.

Zur gleichen Stunde werden in Stettin, in Wilhelmshaven, in Kiel die ersten Hammerschläge zum Bau einer starken deutschen Flotte getan. Morgen werden die Werften in Hamburg aufgeräumt sein, und während noch die Brandstätten gen Himmel rauchen, erfolgen die ersten Schläge, um deutsche Kriegsschiffe zu bauen.

Leben ist nicht not — aber Seefahrt ist not, und Ehre ist not, und Wehr ist not!